

Dossier: Jüdischer Humor

Selbstironisch, geistvoll, leidgeprüft

Skination Israel:

Unterwegs mit Noa Szöllös





VON DANIELLE SPERA
HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN
CHEFREDAKTEURIN

„Macht Euch keine Sorgen!“

Wer hätte gedacht, dass die Zeiten, in denen wir hier in Österreich leben, immer stürmischer werden? Nicht nur, dass die Corona-Situation durch die Impfunwilligkeit der Österreicherinnen und Österreicher (unser Land ist hier Schlusslicht in Europa) deutlich schlechter ist als erhofft, zeigen auch die politischen Turbulenzen nachdrückliche Auswirkungen. Vor allem offenbaren die permanenten negativen Schlagzeilen und die indiskreten Enthüllungen privater Nachrichten unverkennbare Folgen auf die Stimmungslage der Gesellschaft. Freudig begegnen einander heute die wenigsten Menschen. Ganz abgesehen von den tiefen Brüchen, die sogar Familien, Beziehungen oder enge Freundschaften spalten. In erster Linie geht es um Impfskepsis bis hin zu Verschwörungstheorien, oft gepaart mit antisemitischen Tendenzen. Viele üben sich in Medienenthaltssamkeit und ziehen sich zurück, um nicht mehr über die missliche Lage diskutieren zu müssen. Gleichzeitig leben wir glücklicherweise in einem Land mit funktionierender Infrastruktur, wo selbst in einer massiven Gesundheitskrise die Versorgung für alle Erkrankten so gut läuft wie in wenigen anderen Ländern.

Um die negativen Emotionen und die generelle Tristesse zu überwinden, rate ich dazu, sich mit einem positiven Blick auf das Leben neu zu motivieren. Hier hilft uns vor allem der (jüdische) Humor, der auch in Israel, das von einem Lockdown in den nächsten taumelte und eine Regierungskrise nach der anderen produzierte, eine Welle an neuen Witzen ausgelöst hat, so auch den folgenden: „An alle, die sich in der letzten Zeit über den neuen Geschmack unseres Essens beklagt haben: Macht euch keine Sorgen! Der Grund dafür ist, dass unsere Mitarbeiter sich jetzt die Hände waschen. Mit Gottes Hilfe wird der ursprüngliche Geschmack bald wieder zurückkehren.“

Für *NU* war das mit ein Grund, Humor zum Schwerpunkt dieser Ausgabe zu machen: Dem Corona-Blues und der Politikverdrossenheit mit Humor zu begegnen, hilft dabei, diese herausfordernde Zeit zu bewältigen. In diesen Tagen begehen wir das Chanukka-Fest, das Lichterfest, das an den Sieg der Makkabäer über die griechisch-syrischen Seleukiden vor mehr als 2000 Jahren erinnert. Es soll uns als Erinnerung daran dienen, dass wir auch in schwierigen Zeiten die Hoffnung nicht schwinden lassen und dass auch kleine Gruppen etwas Großes bewirken können. In diesem Sinn möchte ich Ihnen ganz herzlich ein fröhliches Chanukka bzw. gesegnete Weihnachten wünschen. Chag Sameach und einen wunderbaren (Kalender-) Jahreswechsel!

Humor tötet nicht

Der Esel des Propheten nennt Ezra Ben Gershom seine Kulturgeschichte des jüdischen Humors; gesteht allerdings im Vorwort, dass er weder „Humor“ noch das „Jüdische“ definieren könne. Aber dann doch: Kennzeichnend für den jüdischen Humor sei die selbstironische, spöttische Verteidigung des Humanismus gegen ideologische Verblendung, Antisemitismus, Rassismus, Engstirnigkeit. Ähnlich die Definition Paul Spiegels, des 2006 verstorbenen Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutschland: „Jüdischer Humor war und ist die schönste Waffe einer Minderheit, denn Humor tötet nicht.“

Darf man über alles lachen? Ist es moralisch vertretbar, über Corona Witze zu machen? Schließlich sind weltweit fünf Millionen Menschen an SarsCov2 gestorben. Doch wissenschaftliche Untersuchungen haben gezeigt, dass Memes über Covid-19 den Menschen helfen könnten, mit der Pandemie zuversichtlicher umzugehen. Demnach ist es also keine reine Zeitverschwendung, durch sämtliche soziale Netzwerke zu scrollen. Überhaupt gilt: Humor ist, wenn man trotzdem lacht! Otto Julius Bierbaums Ausspruch taugt auch im zweiten Jahr der Pandemie als Durchhalteparole. Humor ist nicht nur in Krisenzeiten so etwas wie ein sozialer Klebstoff, gemeinsames Lachen schweißt zusammen. Wissenschaftlich nachgewiesen ist, dass humorvolle Menschen mit ihrem Leben zufriedener sind.

Es gibt also gute Gründe, warum wir uns in der Chanukka-Ausgabe von *NU* schwerpunktmäßig dem jüdischen Humor widmen: psychoanalytisch wie der Freudianer August Ruhs; literarisch-künstlerisch wie Tobias Lehmkuhl; filmphilosophisch wie Herbert Heinzelmann, Gabriele Flossmann und Michael Pekler; historisch wie Marcus Patka und Danielle Spera. Und die wunderbare Seelenklemptnerin der Stars, Erika Freeman, ist sowieso der personifizierte (Galgen-)Humor. „Der jüdische Witz“, heißt es im Vorwort von Salcia Landmanns gleichnamigen Buch, „ist heiter hingenommene Trauer über die Widersprüche und Unlösbarkeiten des Daseins. Humor ist die Waffe des Wehrlosen, der zwar mault, sich aber mit der Lage doch halbwegs abfindet.“ Die Illustrationen der übers Heft verteilten Lieblingswitze der *NU*-Redaktion stammen von meiner Tochter Rosa Schurian-Stanzel.

„Gott lacht mit seinen Geschöpfen, nicht über seine Geschöpfe.“ Dieser Satz aus dem Talmud weist den Weg auf der Suche nach dem typisch jüdischen Humor. Und in diesem Sinne wünsche ich Ihnen ein fröhliches Chanukka, Weihnukka oder Weihnachten. Und vor allem ein gutes, pandemiefreies und humorvolles 2022!

Aktuell

Amerika kann die Welt nicht (mehr) heilen

In der US-Außenpolitik finden sich jüdische Vertreter in allen politischen Lagern. Als Internationalisten befürworten sie jedoch alle eine aktive Rolle der USA in der Welt.

Von *Eric Frey*

Seite 6

Schwer umstritten

Polen brüskiert mit einem neuen Gesetz, das die Rückgabe von beschlagnahmtem Vermögen aus jüdischem Besitz erschwert, die Opfer des Holocaust.

Von *Otmar Lahodynsky*

Seite 8

Nötiges Service für den laufenden Motor

Endlich gibt es die Möglichkeit für Nachkommen von Opfern der NS-Diktatur, die österreichische Staatsbürgerschaft zurückzuerlangen. Problemfälle zeigen die Notwendigkeit einer Novellierung.

Von *Michael J. Reinprecht*

Seite 10

„Es machte mir Spaß, mit meinem Großvater anzugeben“

Vor mehr als einem Jahr hätte Anne Feder Lee, die Enkelin von Hans Kelsen, zu den Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag der Bundesverfassung nach Wien reisen sollen. Nun wurde der Besuch feierlich nachgeholt.

Von *Danielle Spera*

Seite 11

Fundament eines gemeinsamen Bekenntnisses

Österreich hat eine interparlamentarische Gruppe im Rahmen der Transatlantic Friends of Israel (TFI) etabliert. Damit wird die parteienübergreifende Freundschaft zu Israel gestärkt.

Von *Michael J. Reinprecht*

Seite 14

Aus tiefster Überzeugung

Der Simon-Wiesenthal-Preis setzt dem unermüdlichen Aufklärer ein spätes Denkmal.

Von *Nini Schand*

Seite 15

Was (nicht) gut ist für Österreich

Kommentar von *Martin Engelberg*

Seite 16

Spinne als Papagei

Eine Geschichte über Hunde, Bullen, Schlangen und einen feschen Neogastronomen

Von *Theodor Stanzel*

Seite 17

Israel

Lebensverbessernder Entdeckergeist aus Israel

Avi Jorisch versammelt in „Du sollst erfinden“ Geschichten von Israelis und ihren Erfindungen.

Von *Gregor Auenhammer*

Seite 20

Dossier: Jüdischer Humor

Alle Träumer sind unausstehlich witzig

Über das Lachen und seine Beziehung zur Psychoanalyse, den Wahrheitsgehalt des Witzigen und das Geistreiche im Humor.

Von *August Ruhs*

Seite 22

Wie man Patti LaBelle verärgert

In „The Kominsky Method“ matchen sich zwei alte, weiße Freunde durch Leben und Alltag. Die Comedy-Serie gilt als besonders gutes Beispiel für jüdischen Humor. Warum eigentlich?

Von *Ronni Sinai*

Seite 25

Der kleine, freche Bruder der Theologie

Jüdischer Humor gilt als fein und scharfsinnig, hat den Geist von Hollywood geprägt.

Von *Gabriele Flossmann*

Seite 27

„Der jüdische Witz ist angstlos“

Ein Gespräch mit Markus Kupferblum, Experte für die Commedia dell'arte und bekannt für seine multidisziplinären Regiearbeiten, über das Alleinstellungsmerkmal des jüdischen Humors.

Von *Michael J. Reinprecht*

Seite 31

„An allem sind die Juden schuld“

In der jüdischen Tradition wird ein Witz nicht allein um seiner selbst verwendet, er bietet Anlass zum Nachdenken und endet meist in Weisheit.

Von *Danielle Spera*

Seite 34

Der gute Gott wird geben

Nachdem sich 1901 eine erste jiddische Bühne im zweiten Wiener Bezirk etabliert hatte, kamen auch jiddische Ensembles in die Stadt. Eine Geschichte der Höhen und Tiefen.

Von *Marcus G. Patka*

Seite 35

Aus Alt mach Neu

Judd Apatow hat als Autor, Regisseur und Produzent den jüdischen Humor der US-Filmkomödie vom Staub befreit und ihm zu einer neuen Selbstverständlichkeit verholfen.

Von *Michael Pekler*

Seite 38

Geistesakrobatik und ihre Feinde

In seinem Buch „Vom jüdischen Witz zum Judenwitz“ analysiert Louis Kaplan die Ironien und Paradoxien der Geschichte des jüdischen Witzes und des Judenwitzes.

Von *Tobias Lehmkühl*

Seite 41

Frischer Wind für ein neues Selbstverständnis

Eine junge Generation erachtet ein differenziertes und humorvolles Verhältnis zur eigenen Identität als selbstverständlich.

Von *Mark E. Napadenski*

Seite 44

„Ich muss die Seele nicht verteidigen“

Die aus Wien gebürtige Psychoanalytikerin Erika Freeman heilt die Seelen der Stars. Auch mit unglaublichen 93 Jahren hält sie Kontakt zu ihren Patienten auf der ganzen Welt.

Von *Andrea Schurian*

Seite 46

Notwehr im Dasein

Der jüdische Witz stellt die menschliche Existenz oft mit Schmerz und Bitterkeit in Frage. Ein Streifzug durch die Filmgeschichte von Ernst Lubitsch bis Woody Allen.
Von *Herbert Heinzelmann*

Seite 49

Unterwegs mit

Noa Szöllös

Die gebürtige Ungarin lebt in Österreich und geht bei Skirennen für Israel an den Start. Wir haben sie auf dem Kaunertaler Gletscher besucht, wo sie sich zielstrebig auf die kommende Saison vorbereitet.

Von *René Wachtel*

Seite 51

Kultur

Umtriebiger vielseitig

Die Historikerin und Festivalgründerin Marie-Theres Arnbom wird die neue Direktorin des Theaternuseums. Ein Porträt.

Von *Katharina Stourzh*

Seite 55

Gelungener Zugang oder vergebene Chance?

Die Ausstellung „Auf Linie“ im Wien Museum MUSA setzt sich mit der Geschichte des Wiener NS-Kunstbetriebs auseinander. Zwei unterschiedliche Ansichten.

Von *Anne-Catherine Simon* und *Thomas Trenkler*

Seite 56

Wie man zum Juden geprügel wird

Arye Sharuz Shalimar erzählt in „Ein nasser Hund ist besser als ein trockener Jude“ von seinem Leben als Deutsch-Iraner, der nach Israel auswanderte.

Von *René Wachtel*

Seite 58

Erfolgsstory und Klischee

Die Ausstellung „Die Wiener Rothschilds“ präsentiert die Geschichte des Wiener Zweigs der berühmten und einflussreichen jüdischen Familie.

Von *Gabriele Kohlbauer-Fritz* und *Tom Juncker*

Seite 59

Große Attraktionen im kleinen Format

Das kleine Israel bringt seit einigen Jahren große TV-Unterhaltung hervor. Ein Rückblick auf den nach wie vor boomende israelischen Serienmarkt.

Von *Gabriele Flossmann*

Seite 60

Das vorletzte Wort

Treffen sich zwei, kommt einer nicht

Wie unterhält man sich witzig über den Witz? *Ronni Sinai* und *Nathan Spasić* stellen wie immer die richtigen Fragen und geben die entsprechenden Antworten.

Seite 63

Rabbinische Weisheiten

Wenn der Rebbe das Buch fertig schreibt

Von *Paul Chaim Eisenberg*

Seite 65

© APPLE TV+



Jüdischer Humor stellt die eigene Existenz mit Bitterkeit in Frage, gilt als feinsinnig und präsentiert sich auf Bühnen, in Filmen oder – wie Joseph Gordon-Levitt in „Mr. Corman“ – im Serienfernsehen. Mehr dazu ab S. 21.



Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Nächste Ausgabe: April 2022.
Auflage: 4.700

TITELBILD:
© Peter Szöllös/Nivelco Ski Team

Kontakt

Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

Bankverbindung

IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

Sie sind an einem Nu-Abonnement interessiert?

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 22,-
Europäische Union: Euro 25,-
Außerhalb der EU: Euro 28,-

Abo-Service, Vertrieb & Anzeigen
Ronni Sinai, ronni.sinai@nunu.at

Amerika kann die Welt nicht (mehr) heilen



© CREATIVE COMMONS

Wie kann ein Land die Welt heilen, wenn es nach der Präsidentschaft von Donald Trump tief gespalten und verwundet ist? Am Ground Zero erinnert man sich zwanzig Jahre nach 9/11 des Terroranschlags, der die Welt veränderte.

In der US-Außenpolitik finden sich jüdische Vertreter in allen politischen Lagern. Doch bei allen Unterschieden gibt es ein verbindendes Element: Als Internationalisten befürworten sie alle eine aktive Rolle der USA in der Welt.

VON ERIC FREY

Jüdische Denker und Praktiker spielen in der Außenpolitik der USA seit Jahrzehnten eine führende Rolle. Dazu gehören bedeutende Politikwissenschaftler wie Hans Morgenthau, der Vater des modernen Realismus, Leo Strauss oder Stanley Hoffmann genauso wie Henry Kissinger, der erste jüdische US-Außenminister, und Anthony Blinken, der vorerst letzte. Auch Richard Holbrooke war Jude, ebenso wie Dennis Ross, beide Schlüsselfiguren der Außenpolitik unter Präsident Bill Clinton. Und selbst Clintons Außenministerin Madeleine Albright entdeckte während ihrer Amtszeit ihre jüdischen Wurzeln. Im Kalten Krieg gab es zahlreiche deklarierte Antikommunisten, darunter so extreme Falken wie den Atomphysiker Edward Teller, aber vor allem seit den 1960er Jahren auch harte Kritiker des Vietnamkriegs und anderer Aspekte der Außenpolitik. Das gleiche breite Spektrum findet sich ab den 1990er Jahren in den heftigen Debatten über die Kriege im Irak oder die Politik gegenüber dem Iran, stets im Konnex mit den für viele Juden so wichtigen Beziehungen zum Staat Israel.

Aber bei all diesen Unterschieden gab und gibt es stets ein verbindendes Element, das für praktisch alle jüdischen Stimmen in der Außenpolitik Geltung hat: Sie sind Internationalisten, die eine aktive Rolle der USA in

der Welt befürworten. Das gilt für die vielen jüdischen Neokonservativen wie Paul Wolfowitz, Elliott Abrams und Richard Pipes, die mit dem Krieg gegen Saddam Hussein eine Demokratisierung des Nahen Ostens erzwingen wollten, ebenso wie für linksextreme Kritiker wie den Linguisten Noam Chomsky, der in der Außenpolitik der USA nur Verbrechen erkennen kann, aber von der Supermacht zumindest implizit eine moralisch geprägte globale Rolle fordert. Purer Nationalismus und Isolationismus sind amerikanischen Juden praktisch fremd.

Grenzüberschreitungen

Dafür gibt es mehrere Gründe. Wo immer Juden in der Welt leben, und mögen sie noch so assimiliert sein, bringen sie grenzüberschreitende Familiengeschichten, Verwandtschaften und Interessen mit. Juden sind nie mit der Scholle so eng verbunden, dass sie die Außenwelt nicht interessiert. Dazu kommt die tragische Erfahrung der Schoah. Während der amerikanische Isolationismus der 1930er Jahre Adolf Hitler freie Hand gelassen hatte, war es der Internationalismus der Roosevelt-Regierung, der den Sieg über das NS-Regime erst möglich gemacht hat. Der Genozid an Europas Juden wird von sehr vielen Amerikanern, und ganz besonders von US-Juden, als Auftrag empfunden, gegen Unrecht und Verfolgung in aller Welt zu handeln. Woodrow Wilsons Idealismus, der die US-Außenpolitik bei allen realpolitischen Abweichungen bis heute prägt, ist unter amerikanischen Juden besonders stark verbreitet. Dazu kommt vor allem seit dem Sechstagekrieg die Solidarität mit Israel, die ebenso parteienübergreifend gelebt wird. Und schließlich gibt es eine jüdische universelle Ethik, die Tikkun Olam, die Heilung der Welt, als zentrale Aufgabe beinhaltet.

Doch diese jüdische Schule der US-Außenpolitik durchlebt gerade eine ihrer größten Krisen, und dies unter einem Präsidenten, der sich mit vielen jüdischen Beratern umgeben hat; und einem Außenminister, dessen Biografie von der Schoah geprägt ist.

Intervention in Afghanistan

Der Abzug der USA aus Afghanistan, entschieden und umgesetzt von

Joe Biden und Anthony Blinken, war mehr als ein logistisches Fiasko, das der Regierung viel Kritik und eine schwindende Popularität eingebracht hat. Die Invasion und zwanzig Jahre dauernde Intervention in Afghanistan war der letzte große Versuch des Nation-Building, mit dem die USA beweisen wollten, dass sie auch in Ländern mit einem ganz anderen kulturellen Hintergrund die westlichen Werte von Demokratie, Diversität und Menschenrechten durchsetzen könnten. Das Scheitern dort ist ein Zeichen, dass diese von so vielen jüdischen Stimmen geforderte, weltverbessernde Mission sich immer öfter als Illusion erweist.

Was im und nach dem Zweiten Weltkrieg gelungen ist, nämlich teuflische Diktaturen zu besiegen und auf deren früherem Herrschaftsgebiet liberale Demokratien zu schaffen, hat sich nicht wiederholen lassen. Wo immer die USA seither militärische Intervention und Nation-Building versucht haben, ist es missglückt. Das gilt auch für das ehemalige Jugoslawien, wo zwar die Kriege beendet wurden, aber in Bosnien-Herzegowina und auch im Kosovo nicht oder kaum funktionale Staaten entstanden sind. Der Irak ist beinahe ein „failed state“, und Libyen, wo auf die Intervention keine Besatzung folgte, ist eindeutig in diesem Zustand. Diese Fälle stellen keine einzelnen Missgeschicke dar, sondern ein grundlegendes Problem: Amerika, so lautet die bittere Erkenntnis, kann trotz all seiner militärischen Macht Massaker und Völkermord nicht stoppen, Unrecht nicht beenden, die Welt nicht heilen.

Für amerikanische Nationalisten wie Donald Trump liegt der logische Schluss schon lange nahe: Die USA sollten all das gar nicht versuchen, sondern sich international auf die Durchsetzung der enggefassten nationalen Interessen beschränken. Aber all jene, die für ihre Nation eine weltpolitische Verantwortung beanspruchen, stehen vor einem Dilemma: Die eigenen Werte und Ziele sind mit den verfügbaren Mitteln nicht durchzusetzen.

Das gilt auch für Europa. Sicher, man kann immer Wirtschaftssanktionen verhängen, sei es gegen den Iran oder Belarus. Aber diese wirken nur

in den wenigsten Fällen. Mit einem kurzen Militärschlag können gefährliche Diktatoren und Regimes zwar in manchen Fällen gestürzt werden. Aber was geschieht danach? Irak und Afghanistan haben beide gezeigt, dass die wahren Probleme erst nach einer Militärintervention beginnen: blutige Verstrickungen in innere Konflikte, schwindende Unterstützung für das Engagement im eigenen Land und gescheitertes Nation-Building.

Verbündete gegen Aggressoren

Selbst bei der Verteidigung von Verbündeten gegen Aggressoren könnte die Supermacht USA an ihre Grenzen stoßen. Was würde geschehen, wenn China Taiwan angreift, um die langersehnte Wiedervereinigung militärisch zu erzwingen? Die meisten Szenarien, so der jüdisch-amerikanische Politologe Peter Beinart unlängst, gehen davon aus, dass China eine Konfrontation mit den USA in seinem Hinterhof gewinnen würde.

Anders schaut es für Israel aus, das keinem übermächtigen Gegner in der Region gegenübersteht. Die Verteidigung des jüdischen Staates im Falle einer existenzbedrohenden Aggression ist vielleicht die einzige US-Mission, auf deren Erfolg sich amerikanische Juden verlassen können. Das ist wichtig, aber doch viel weniger, als ein großer Teil der amerikanischen jüdischen Gemeinde von ihrer mächtigen Heimat erwartet.

איך אומרים ?

Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA

Allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter
Dolmetscher für Hebräisch

יוליוס דם
מתורגמן מוסמך לשפה העברית

ÜBERSETZUNGEN - DOLMETSCHUNGEN
DOKUMENTE, VERTRÄGE, BEGLAUBIGUNGEN, ETC.
DEUTSCH - HEBRÄISCH / HEBRÄISCH - DEUTSCH

תרגומים
'תעודות, חוזים, אימותים, וכו'
גרמנית - עברית / עברית - גרמנית

טל': +43 699 11788119 Mobil:

דוא"ל: julius@dem.co.at E-Mail:
www.dem.co.at

Schwer umstritten



© NEWSPIX / EXPA / PICTUREDESK.COM

Polens Regierungschef Mateusz Morawiecki von der rechtspopulistischen PiS im polnischen Parlament. Vize-Ministerpräsident Jarosław Kaczyński hört zu.

Polen brüskiert mit einem neuen Gesetz, das die Rückgabe von beschlagnahmtem Vermögen aus jüdischem Besitz erschwert, die Opfer des Holocaust.

VON OTMAR LAHODYNSKY

Polen ist das einzige EU-Land, das bisher keine Kompensation für vom Staat beschlagnahmtes privates Vermögen angeboten hat. Einzige Ausnahme stellt der Besitz jüdischer Gemeinden – also Synagogen oder Friedhöfe – dar. Doch für das Eigentum, das drei Millionen Juden von den Nazis geraubt und danach vom kommunistischen Regime Polens einbehalten wurde, gibt es bislang keine faire gesetzliche Regelung. Ganz im

Gegenteil: Ende Juni setzte die rechtsautoritäre polnische Regierung einen Schritt gegen die berechtigten Forderungen nach Restitution. Das von ihr mehrheitlich kontrollierte Parlament (polnisch: Sejm) verabschiedete ein Gesetz, das Ansprüche der Erben von Holocaust-Opfern blockieren wird, wenn es – nach Zustimmung des Senats – Rechtskraft erlangt. Denn durch eine Änderung der Verwaltungsgerichtsordnung werden Anfechtungen von Verwaltungsentscheidungen nach Ablauf von dreißig Jahren nicht mehr möglich sein. Das wird neue und laufende Verfahren über Restitution erschweren.

Ernsthafter Schaden

Damit verletzt Polen nach Ansicht der Regierung Israels und jüdischer Organisationen die Rechte der Opfer der Schoah beziehungsweise von de-

ren Nachkommen. „Die anstehende Gesetzesänderung wird es faktisch unmöglich machen, jüdisches Eigentum zurückzugeben oder eine Entschädigung zu verlangen. Dieses unmoralische Gesetz wird die Beziehungen zwischen unseren Ländern ernsthaft beschädigen“, klagte die Botschaft Israels in Polen in einer Stellungnahme zum Gesetz an. Das vom polnischen Parlament verabschiedete Gesetz sei eine direkte und schmerzhaft Verletzung der Rechte von Holocaust-Überlebenden und ihrer Nachkommen, so Israels Außenminister Yair Lapid. Das neue Gesetz sei eine schreckliche Ungerechtigkeit und eine Schande und werde die Beziehungen zwischen beiden Staaten ernsthaft beschädigen.

Das umstrittene neue Gesetz geht auf eine Entscheidung des polnischen Verfassungsgerichts aus dem Jahr 2015 zurück. Dieses forderte damals

eine Frist für Anfechtungen von administrativen Entscheidungen bezüglich der Rückgabe von konfisziertem Eigentum. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs ging das während der NS-Okkupation Polens beschlagnahmte Eigentum von Juden, von denen die meisten in den NS-Lagern ermordet wurden, in den Besitz des kommunistisch regierten Polen über. Nach der Wende 1989 gab es seitens der danach demokratisch gewählten Regierungen Polens nur wenige, zögerliche Bemühungen, dieses Eigentum an die rechtmäßigen Besitzer oder deren Nachkommen zurückzugeben oder zumindest eine Entschädigung anzubieten.

Rechtsautoritäre Ansichten

Vor allem die rechtsautoritäre Regierung Polens der seit 2015 allein regierenden Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) scherte sich bisher wenig um die Interessen jüdischer Nachkommen von Holocaust-Opfern. So wurde 2018 ein Gesetz verabschiedet, wonach Polen in keiner Weise mit dem Holo-

caust in Verbindung gebracht werden darf. Damit wurden auch Berichte von polnischen Historikern, die Fälle von Ermordungen von Juden durch Polen – auch nach 1945 – nachwiesen, kriminalisiert. Nach internationalen Protesten wurden in einer Gesetzesnovelle die ursprünglich vorgesehenen Haftstrafen (Strafrahmen bis zu drei Jahre Gefängnis) gestrichen.

Doch das angespannte Verhältnis Polens zu Israel und den USA hat sich in den letzten Jahren weiter verschlechtert. Erst Ende Juli hat das US-Außenministerium den Druck auf Polen erhöht. Das Gesetz werde Forderungen nach Restitution oder Entschädigung des von Nazis oder Kommunisten in Polen beschlagnahmten Eigentums erschweren, hieß es in einer Erklärung des US-Außenministeriums.

Polens Regierungschef Mateusz Morawiecki wies die Kritik von US-amerikanischen Politikern und jüdischen Verbänden brüsk zurück. „Solange ich Premierminister Polens bin, wird Polen für Verbrechen der Deut-

schen sicher nicht zahlen. Keinen Zloty, keinen Euro und keinen Dollar!“ Polens Regierung hat hingegen wiederholt über neue Schadenersatzzahlungen von Deutschland aus der NS-Besatzungszeit diskutiert.

Doch sie erschwert nun mit dem neuen geplanten Gesetz die Rückgabe von Eigentum von Millionen ermordeter Juden, das nach dem Zweiten Weltkrieg in den Besitz des polnischen Staates geraten war. Damit perpetuiert sie die Verbrechen des Holocaust, mit denen das offizielle Polen nicht in Verbindung gebracht werden will und setzt sich somit selbst ins Unrecht.

Israels Außenminister Yair Lapid sprach dies klar an: „Das polnische Gesetz, das die Rückgabe von jüdischem Eigentum oder eine Entschädigung dafür verhindert, ist eine schreckliche Ungerechtigkeit und verletzt auf beschämende Weise die Rechte der Überlebenden des Holocaust und ihrer Nachkommen, die aus jüdischen Gemeinden stammen, die seit Jahrhunderten in Polen gelebt haben.“

Find's raus, frag' nach, hör' rein!

Die Stadt Wien App, der WienBot, MEIN WIEN heute Newsletter und Stadt Wien Podcast.

Mit der Stadt Wien App hast du die Services der Stadt immer dabei, kannst die Gegend mit dem Stadtplan erkunden oder dich in Echtzeit über Unwetterwarnungen, Events und vieles mehr informieren. Der WienBot in der Stadt Wien App beantwortet dir Fragen zur Stadt – von Kurzparkzonen bis zu Amtswegen und Veranstaltungen. Was ganz Wien bewegt, erzählt dir unser spannender Stadt Wien Podcast. Und alle Neuigkeiten aus der Stadtverwaltung erfährst du täglich durch den MEIN WIEN heute Newsletter. **Jetzt ausprobieren!**

**Stadt
Wien**



digitales.wien.gv.at/produkte

f @ wien.at @ stadtwien @ Stadt_Wien

Nötiges Service für den laufenden Motor

Seit mehr als einem Jahr gibt es die Möglichkeit für Nachkommen von Opfern der NS-Diktatur, die österreichische Staatsbürgerschaft zurückzuerlangen. Doch einige Problemfälle zeigen, dass eine Novellierung nötig ist.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

Der Reform des Staatsbürgerschaftsgesetzes (mit dem neuen Paragraph 58c StbG) war 2019 ein Initiativantrag aller Parteien im Nationalrat vorausgegangen. Mit der Regelung, die seit etwas mehr als einem Jahr in Kraft ist, haben Nachkommen von österreichischen Opfern des NS-Regimes nun einen erleichterten Zugang zur (Wieder-)Erlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft (siehe *NU 4/2020*). Bis dato wurden 13.500 Anträge gestellt, etwa 6000 Menschen haben im Rahmen dieses Verfahrens die österreichische Staatsbürgerschaft erhalten.

Der derzeitige Gesetzestext gilt als durchaus großzügig, die Nachkommen von NS-Opfern bekommen leichter die österreichische Staatsbürgerschaft, die ihren Vorfahren entrissen wurde – allerdings gilt das nicht für alle. Weshalb unter der Koordination von ÖVP-Mandatar Martin Engelberg eine Gruppe Parlamentarier an einer Novellierung des neuen §58c arbeitet.

Frage der Unbescholtenheit

So verlangt die bisher gültige Fassung, dass die Ausreise des NS-Opfers, also der „Ankerperson“, bis spätestens 15. Mai 1955 erfolgt sein muss. Das löste bei etlichen Nachkommen österreichischer NS-Opfer Unverständnis aus, denn ihre Vorfahren waren nicht „ausgereist“, sondern deportiert oder ermordet worden. Dies soll in der No-

velle klargestellt und in einen juristisch einwandfreien Text gegossen werden. Ähnliches gilt für die Frage der Unbescholtenheit. Denn diese musste nach derzeit gültigem Recht auch für die Vorfahren, also die Opfer des NS-Regimes, nachgewiesen werden – was ein mühevolleres und nicht selten ergebnisloses Unterfangen war.

Die neuen österreichischen Staatsbürger nach §58c können zusätzlich zu ihrem neuen österreichischen auch ihren derzeitigen Pass behalten: Diese Doppelstaatsbürgerschaft, die der Paragraph 58c ermöglicht, ist die große Ausnahme von der österreichischen Regel. Bekanntlich unterliegen Doppelstaatsbürgerschaften üblicherweise äußerst rigiden Vorschriften.

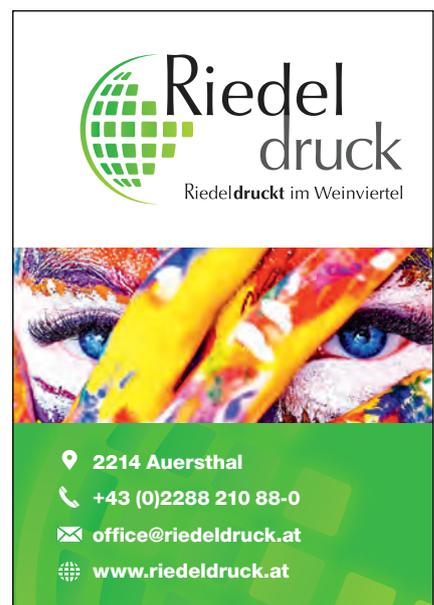
Verbunden mit der alten Heimat

Stellt sich die Frage, was geschieht, wenn jemand aus Sorge, die österreichische Staatsbürgerschaft zu verlieren, die US-amerikanische nicht angenommen hat, obwohl sie ihm oder ihr angeboten worden war? Als Nachkomme eines vor den Nazis geflohenen Österreicher hätte man jetzt Anspruch sowohl auf die US-amerikanische wie auch die österreichische Staatsbürgerschaft. Doch dies ist in der aktuellen Fassung des §58c nicht so klar geregelt: Wie schaut das Prozedere für den Nachkommen eines NS-Opfers aus, dessen Familie aus Verbundenheit mit der alten Heimat den österreichischen Reisepass behielt? Muss dieser Nachkomme nun den heimischen Pass zurückgeben, um die amerikanische Staatsbürgerschaft zu erlangen, um dann neuerlich die österreichische Staatsbürgerschaft zu beantragen – oder geht das nicht auch einfacher?

Und was ist schließlich mit jenen Österreicherinnen und Österreichern, die nach dem sogenannten Anschluss (beruflich) im Ausland weilten? Die sich auf einer Vortragsreise befanden oder außerhalb des Deutschen Reiches eine Professur angenommen hatten

und die nicht mehr zurückkonnten, ohne ihr Leben zu riskieren? Auch für deren Nachfahren sollte der Wiedererwerb der österreichischen Staatsbürgerschaft erleichtert werden.

Bisher haben mehr als 6000 Nachkommen österreichischer NS-Opfer die heimische Staatsbürgerschaft erhalten. Doch auch wenn die Kommunikation zwischen den Hauptakteuren gut läuft, ist es sinnvoll, wenn der Paragraph einer Revision und Novellierung unterzogen wird. Erklärtes Ziel ist es, dass die „Reparatur“ mit den Stimmen aller im Parlament vertretenen Parteien bis Jahresende über die Bühne gebracht wird. Damit alle Menschen, deren österreichische Vorfahren Opfer des NS-Terrors geworden sind, auch die Möglichkeit haben, die „verlorene“ österreichische Staatsbürgerschaft wieder zu erlangen.



Riedel druck
Riedel druck im Weinviertel

📍 2214 Auersthal
☎ +43 (0)2288 210 88-0
✉ office@riedeldruck.at
🌐 www.riedeldruck.at

„Es machte mir Spaß, mit meinem Großvater anzugeben“



Thomas Olechowski, Anne Feder Lee, Danielle Spera und Geoffrey Lee (v.l.n.r.) beim Galadinner im Jüdischen Museum Wien.

Vor mehr als einem Jahr hätten große Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag der österreichischen Bundesverfassung stattfinden sollen. Zur Eröffnung der Ausstellung des Jüdischen Museums über den Architekten der Bundesverfassung Hans Kelsen sollte auch seine Enkelin Anne Feder Lee nach Wien reisen. Dieser Besuch wurde nun nachgeholt.

VON DANIELLE SPERA

Den 100. Geburtstag der österreichischen Bundesverfassung beging das Jüdische Museum Wien mit der vielbeachteten Ausstellung *Hans Kelsen und die Eleganz der österreichischen Bundesverfassung*, die derzeit im Juridicum der Universität Wien zu sehen ist. Gemeinsam mit dem Parlament hatte das Jüdische Museum Anne Feder Lee, die Enkelin von Hans Kelsen, nach Wien eingeladen. Mit einjähriger Verspätung konnte sie nun mit ihrem Sohn Geoffrey nach Wien kommen. Die beiden Gäste aus Hawaii hätten sich kaum einen spannenderen Moment in der jüngeren österreichischen Geschichte aussuchen können, denn sie erlebten die aktuelle Regierungskrise hautnah mit. Die folgenschweren Umwälzungen waren auch Thema bei jedem der Treffen, die Anne Feder

Lee und ihr Sohn Geoffrey Lee in Wien absolvierten.

Exakt zum 140. Geburtstag Hans Kelsens am 11. Oktober 2021 lud das Parlament zur Präsentation eines neuen Medienkoffers zu den Themen Demokratie und Diktatur. Hier hatte Anne Feder Lee Gelegenheit, gemeinsam mit Peter Dusek, dem Initiator des Medienkoffers, Nationalratspräsident Wolfgang Sobotka und einer Gruppe von Schülerinnen und Schülern über die Verfassung zu diskutieren.

Fast den Kaiser versäumt

Bei ihrer Teilnahme an jener Nationalratssitzung, in der das Budget debattiert wurde, erlebten die Gäste aus Hawaii eine heftige Kontroverse, die Anne Feder Lee mit den Worten quittierte: „So aufregend ist eben gelebte



Anne Feder Lee und Geoffrey Lee bei ihrem Besuch des Jüdischen Friedhofs Währing. Viel Zeit, um die Gräber ihrer Vorfahren aufzusuchen.

Demokratie!" Zu Kelsens Geburtstag veranstaltete das Jüdische Museum Wien ein Galadinner, bei dem Cornelius Obonya vor den zahlreichen Gästen aus dem In- und Ausland aus der Graphic Novel *Gezeichnet Hans Kelsen* vorlas und Kelsen-Biograf Thomas Olechowski ein Gespräch mit Anne Feder Lee führte.

Ein Blick in die Familiengeschichte: Hans Kelsen und seine Frau Grete (geb. Bondi) hatten zwei Töchter: Anna, die zum Judentum zurückkehrte und sich ab diesem Zeitpunkt Hannah nannte (Hans Kelsen war zum katholischen Glauben konvertiert, dann gemeinsam mit seiner Frau evangelisch geworden), und Maria. Hannah ging zunächst nach Haifa und heiratete dort, später zog auch sie in die USA. Maria lernte bereits in der Schweiz den Juristen Ernst Feder kennen. Nach der

Emigration heirateten die beiden in den USA und wurden in der Landwirtschaft tätig. 1944 wurde ihre Tochter Anne geboren, die später an der Universität Berkeley, an der ihr Großvater Hans Kelsen lehrte, Politikwissenschaft studierte. Sie heiratete den Ökonomen Chung Hoon Lee und reiste mit ihm an die Orte seines Wirkens, letztendlich siedelten sie sich in Hawaii an. Maria Feder kümmerte sich bis zu deren Tod im Jahr 1973 um ihre Eltern.

Anne Feder Lee wusste schon sehr früh um die Bedeutung ihres Großvaters nicht nur für die österreichische Geschichte. „Ich erzählte jedem, der es nur hören wollte, wer mein Großvater war. Da gab es viele erstaunliche Momente. In Nebraska saß ich in einem Bus zufällig neben einem Herrn, der aus Korea stammte. Es stellte sich heraus, dass er Jurist war. Als ich ihm

erzählte, wer mein Großvater war, konnte er es nicht fassen: Er hätte nie gedacht, dass er mitten in den USA Hans Kelsens Enkelin treffen würde, sagte er und hörte nicht mehr auf zu schwärmen. In Berkeley traf ich einen jungen Engländer, einen Stipendiaten an der juristischen Fakultät, er ist vor Ehrfurcht fast in Ohnmacht gefallen. Ich hatte immer Spaß daran, wenn ich mit meinem Großvater angeben konnte“, erzählt Anne Feder Lee.

Wien im Kopf und im Herzen

Bei ihrem Besuch bei Bundespräsident Van der Bellen wurde ausführlich über die gerade wieder aktuelle „Eleganz der Verfassung“ (© Alexander Van der Bellen) diskutiert. Angeregt vom imperialen Rahmen, gab sie einige Familienanekdoten preis. So hätte ihr Großvater fast einen Ter-

min beim Kaiser versäumt, weil er sich erst in seine Stiefel zwängen habe müssen. An Hans Kelsen hat sie viele schöne Erinnerungen. Er sei ein wunderbarer Großvater gewesen, vielleicht für amerikanische Verhältnisse etwas förmlich. Seine Bibliothek quoll über vor Büchern, viele davon waren aus der Universitätsbibliothek von Berkeley, weil er vergessen hatte, sie zurückzubringen. In seinem Arbeitszimmer in Kalifornien hatte er immer frische Rosen mit großen, schweren Blütenköpfen, die Hans und Grete Kelsen im Garten züchteten. Auf seinem Schreibtisch stand auch ein Foto, das seinen Vater, den Leuchterproduzenten Abraham Littman Kelsen, zeigt, der sich später Adolf Kelsen nannte. Aus seiner Produktion stammte u.a. die Beleuchtung für die Neudegger Synagoge. Auch eine Erinnerung an Wien.

Hinsichtlich der Verfassungsgerichtsbarkeit kann Hans Kelsen durchaus als deren Schöpfer bezeichnet werden. Der Verfassungsgerichtshof sieht sich diesem Erbe und der Erforschung seiner eigenen Geschichte verpflichtet. Mit großer Freude wurde daher Anne Feder Lee zu einem Austausch über Kelsens Tätigkeit als Richter am VfGH in den Jahren 1919 bis 1930 und einem Empfang von Vizepräsidentin Verena Madner eingeladen.

In den vielen Gesprächen, die ich mit Anne Feder Lee während ihres Besuchs in Wien führen durfte, erzählte sie mir auch viele private Familiengeschichten. „Mein Großvater liebte es, seine Semmel oder ein anderes Gebäck in seinen Kaffee einzutunken, das habe ich mit Freude übernommen.

Er hat mir auch viele Kinderspiele beigebracht, die er aus Wien kannte. Und er hat mich verwöhnt. Obwohl nicht viel Geld da war, durfte ich mir im Spielzeuggeschäft immer etwas aussuchen. Meine Großeltern lebten sehr einfach, es gab keinen Luxus. Es war meiner Großmutter sehr wichtig, gesundes Essen für ihn zuzubereiten.



© PARLAMENTSDIREKTION/THOMAS JANTZEN

Präsentation eines neuen Medienkoffers zu den Themen Demokratie und Diktatur. Hier hatte Anne Feder Lee Gelegenheit, mit einer Gruppe von Schülerinnen und Schülern über die Verfassung zu diskutieren.

Für mich hat sie immer mein Lieblingsessen gekocht: Huhn mit Risipisi. Ich habe es genossen, mit den Großeltern Zeit zu verbringen. Ich glaube, mein Großvater war den USA sehr dankbar, dass man ihn aufgenommen und ihm eine neue Heimat gegeben hat.

Er war glücklich, in Berkeley lehren zu können und freute sich auch über die vielen Besucher aus Europa, die mit ihm diskutieren wollten. Unsere Familie hatte das Glück, dass – bis auf meine Tante – fast niemand das Jahr 1938 hier erlebt hat. Für meinen Großvater und meine Mutter ist Wien allerdings immer im Kopf und im Herzen geblieben.“

Schöne Erinnerungen

Wie hat sich das Erbe Hans Kelsens auf seine Enkelin ausgewirkt? „Ich war immer an Politik interessiert, deshalb habe ich auch Politikwissenschaft studiert. Ein Jusstudium war durch meine Hochzeit und die Reisen mit meinem Mann nicht möglich.“ Hans Kelsen starb, als Anne Anfang 20 war.

Anne Feder Lee erinnert sich, dass für ihre Großmutter Grete, die nur wenige Wochen vor ihrem Mann starb, eine Abschiedsjause organisiert worden war, was vielleicht an das jüdische „Schiwesitzen“ erinnern mag. Hans und Grete Kelsen hatten verfügt, dass ihre Asche im Pazifik verstreut werden sollte. Für Anne Feder Lee war es vielleicht auch aus diesem Grund essenziell, dem (jüdischen) Währinger Friedhof einen Besuch abzustatten. Hier nahm sie sich viel Zeit, um die Gräber ihrer Vorfahren aufzusuchen. Die Teilnahme am Schabbat-Gottesdienst im Wiener Stadttempel bleibt Geoffrey Lee vermutlich lange in Erinnerung.

Es war sein erster Besuch in einer Synagoge. Die Bilanz, die Anne Feder Lee am Ende ihres Aufenthalts in Wien zog, könnte besser nicht sein: „Die Aufnahme hier in Wien war wunderbar, ich wünschte, ich könnte mehr Zeit hier verbringen. Mein Großvater wäre sehr stolz gewesen. Immer, wenn ich Deutsch höre, fühlt es sich an wie zu Hause zu sein.“

Hinsichtlich der Verfassungsgerichtsbarkeit kann Hans Kelsen durchaus als deren Schöpfer bezeichnet werden.

Fundament eines gemeinsamen Bekenntnisses

Österreich hat als erster EU-Mitgliedstaat eine eigene interparlamentarische Gruppe im Rahmen der Transatlantic Friends of Israel (TFI) etabliert. Damit wird die parteienübergreifende Freundschaft zu Israel gestärkt.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

Nationalratsabgeordnete der ÖVP, SPÖ, Grünen und Neos haben sich zu einer Gruppe zusammengeschlossen, die – auf Basis westlicher Werte der liberalen Demokratie und der Menschenrechte – enge transatlantische Beziehungen sowie das Eintreten für Israel in das Zentrum ihrer außenpolitischen parlamentarischen Tätigkeit gestellt hat. Den Vorsitz hat *NU*-Gründer und -Autor Martin Engelberg (ÖVP) inne. Die besondere Freundschaft mit Israel stehe auf dem Fundament eines gemeinsamen Bekenntnisses zu Israels Sicherheit, wie Engelberg im Herbst bei der Gründungsfeier des „Austrian TFI Chapter“ im Nationalrat betonte. Kernbekenntnis sei „unsere Solidarität mit einem ständig von militärischer Aggression und Terror bedrohten Israel“.

Die Gründungsfeier fand unberührt von den innenpolitischen Turbulenzen statt, in Anwesenheit von Parlamentspräsident Wolfgang Sobotka, Oberrabbiner Jaron Engelmayer, Diplomaten aus Israel, Kanada und den USA, Vertretern der IKG sowie den Nationalratsabgeordneten Petra Bayr (SPÖ), Romana Deckenbacher (ÖVP), Reinhold Lopatka (ÖVP), Johannes Magreiter (Neos), Teresa Niess (ÖVP) und Rudolf Taschner (ÖVP).

Berührend die Erzählung von David Harris, CEO des American Jewish Committee (AJC), mit dem die Transatlantic Friends of Israel eng ver-

bunden sind. Sein Vater, berichtete der 72-jährige US-Amerikaner, der seit zwei Jahren wieder einen österreichischen Pass besitzt, sei 1938 aufgrund seiner jüdischen Herkunft von der Universität Wien ausgeschlossen worden. Später gelang ihm die Flucht in die USA, wo er sich niederließ, heiratete und eine Familie gründete. „Ich bin in einem Umfeld aufgewachsen, das von Hass auf Österreich geprägt war. Mein Vater wollte nie wieder zurück in dieses Land. Es würde sich nie ändern, war er überzeugt“, erzählte David Harris den Festgästen im vollbesetzten Camineum der Nationalbibliothek. „Wie gerne hätte ich heute meinen Vater hier. ‚Schau mal her, wie sich dieses Land geändert hat‘, könnte ich ihm sagen.“

Bisher hatte das AJC nur ein Außenbüro, nämlich das Transatlantic Institute als Europa-Vertretung des American Jewish Committee in Brüssel, das der ehemalige deutsche Journalist Daniel Schwammenthal führt. Wien beherbergt nun den ersten nationalen parlamentarischen Zweig der Organisation. „Wir sind der Überzeugung, dass eine enge Partnerschaft zwischen der EU und Israel zum beiderseitigen Nutzen und nicht nur im

Interesse Israels ist“, betonte Schwammenthal bereits vor zwei Jahren im *NU*-Gespräch (1/2019). Das gilt heute mehr denn je.

Dieses politische Feld wollen die österreichischen Parlamentarier des Austrian Chapter der Transatlantic Friends of Israel nun auch von Wien aus bestellen. Denn Israel wird weiterhin im internationalen Umfeld mit „doppelten Standards“ behandelt; die Versuche, das Land zu delegitimieren und dämonisieren, dauern an. Dagegen zu arbeiten, hat sich die überparteiliche Gruppe von Abgeordneten zur Aufgabe gestellt.

„Wenn Sie mich vor zehn Jahren gefragt hätten, in welchem europäischen Land die erste interparlamentarische Delegation im Rahmen der Transatlantic Friends of Israel ihre Arbeit aufnehmen wird, so wäre ich nie auf Österreich gekommen“, sagte AJC-Präsident David Harris am Rande des Festaktes im Gespräch mit *NU*. „Und jetzt ist es Österreich, das eine führende Rolle in der Verteidigung grundlegender israelischer Interessen eingenommen hat. Diese Entwicklung ist beeindruckend. Es gibt eben auch Wunder der Geschichte – und Österreich ist ein solches Wunder.“



Gründungsfeier der Transatlantic Friends of Israel: Die Partnerschaft zwischen der EU und Israel ist zu beiderseitigem Nutzen.

© MARTIN PAYREDER

Aus tiefster Überzeugung

© KROBATH BARBARA / PICTUREDESK.COM



„Als Provokateur stört er die Gegenwart, indem er uns an die Vergangenheit erinnert“:
Simon Wiesenthal im Jahr 2005.

Der Simon-Wiesenthal-Preis setzt dem unermüdlichen Aufklärer ein spätes Denkmal.

VON NINI SCHAND

Gemäß seinem Motto „Recht, nicht Rache“ hat Simon Wiesenthal sein Leben dem Kampf um Gerechtigkeit gewidmet. Ab seiner Befreiung aus dem Konzentrationslager Mauthausen 1945 machte er es sich zur Lebensaufgabe, die Täter des Naziregimes auszuforschen, um deren gerichtliche Verfolgung zu ermöglichen. Wiesenthal ging es nicht um persönliche Rachegefühle aufgrund seines eigenen Schicksals, sondern aus tiefster Überzeugung um die Anrufung des Rechtsstaats.

Paulinka Kreisberg, Tochter Simon Wiesenthals, unterstreicht dieses Anliegen. „Gerade in der heutigen Zeit, in der Rassismus und Antisemitismus zunehmen und in der der Holocaust vermehrt geleugnet wird“, so Kreisberg, sei die Verleihung eines solchen Preises von besonderer Bedeutung. Die gesetzliche Grundlage dafür wurde vergangenes Jahr auf Basis eines von

SPÖ, ÖVP, Grünen und Neos eingebrachten Gesetzesantrags geschaffen und im Nationalrat beschlossen. Die Abwicklung erfolgt über den Nationalfonds.

Simon Wiesenthal war ein Unbequemer, der nicht lockergelassen und nicht nur für Österreich, sondern auch international Außergewöhnliches geleistet hat. Anton Pelinka brachte dies anlässlich seines 90. Geburtstags auf den Punkt: „Simon Wiesenthal war und ist für die österreichische Politik das, was wohl am besten ein positiver Störfaktor genannt werden kann: Er stört die politische Routine – und zwingt so die politischen Akteure, diese Routine neu zu überdenken. Simon Wiesenthal provoziert. Als Provokateur stört er die Gegenwart, indem er uns an die Vergangenheit erinnert. Indem er die Gegenwart aber so stört, arbeitet er für die Zukunft; für die österreichische, für eine europäische Zukunft.“

Anfeindungen

Wiesenthal sah sich mit seiner Arbeit von Beginn an Anfeindungen ausgesetzt. Doch er ließ sich in seiner Überzeugung und Tätigkeit auch durch seine heftige mehrjährige Kon-

troverse mit Bruno Kreisky Anfang der siebziger Jahre nicht beirren. Als ihm die SPÖ unter dem damaligen Klubobmann Heinz Fischer einen Untersuchungsausschuss androhte, zog er zwar die Klage gegen Kreisky, dem er Kooperation mit der Gestapo vorgeworfen hatte, zurück. Dennoch hielt er trotz des anhaltenden Widerstands und zunächst auch mangelnder offizieller Unterstützung aus tiefster Überzeugung an seiner Berufung fest. Lange wurde er, wie Jurymitglied Bailer-Galanda betont, „wegen seines Engagements in Österreich angefeindet, viel zu spät erst erfuhr er die Anerkennung, die ihm gebührte.“

Stärkung und Anerkennung

Im Sinne Wiesenthals steht bei diesem Preis die Stärkung und Anerkennung zivilgesellschaftlichen Engagements im Vordergrund – als ein Beitrag dafür, in Zukunft auch ohne Zeitzeugen und Zeitzeuginnen das Gedenken an den Holocaust weiterzutragen. Und es sollen die vielen Projekte sichtbar gemacht und zu weiterem Engagement angeregt werden. Dieser zivilgesellschaftliche Einsatz kann sehr vielfältig sein: von der konkreten Wissensvermittlung über den Holocaust, der Stärkung des Bewusstseins für die Gefahren des Antisemitismus bis zur Zivilcourage und dem Einsatz für eine nachhaltige Gedenkkultur. Um den Charakter des zivilgesellschaftlichen Engagements zu betonen, wurden staatliche, politische und andere öffentliche Einrichtungen sowie kommerzielle Initiativen von einer Einreichung ausgenommen. Der mit 30.000 Euro dotierte Preis wird am 9. Dezember vergeben.



Gedanken zu aktuellen politischen Entwicklungen in Österreich

KOMMENTAR VON MARTIN ENGELBERG

Im Abklingen der Turbulenzen rund um den Rück- bzw. Beisetretritt von Sebastian Kurz als Bundeskanzler konnte eine höchst spannende Entwicklung beobachtet werden: Die ÖVP verlor in den Umfragen zwischen zwölf und vierzehn Prozentpunkte gegenüber dem Wahlergebnis 2019 (37%). Wer profitierte jedoch am meisten von diesem Absturz, wohin wanderten die Stimmen fürs Erste? Was bedeutet dies politisch?

Die SPÖ und die Grünen konnten davon nur ganz wenig, jedenfalls am geringsten profitieren. Die Werte der SPÖ stiegen geringfügig, um zwei bis drei Prozentpunkte gegenüber der Wahl 2019 (21%), die Grünen konnten bereits verlorene Stimmen zurückgewinnen, lagen letztlich aber wieder mehr oder weniger bei ihrem Wahlergebnis 2019. Dazugewinnen konnten die Neos. Sie stiegen in den Umfragen auf zwölf gegenüber den acht Prozent bei der Wahl 2019. Wer aber ist dann der große Gewinner?

Erraten! Die FPÖ sprang – je nach Umfragen – auf 20 Prozent und mehr, gegenüber 16 Prozent bei der Wahl 2019. Aber in den letzten Umfragen wurde auch die Impfskeptikertruppe MFG abgefragt; diese kam auf drei bis vier Prozent. Es ist wohl nicht zu gewagt vorauszusagen, dass diese Stimmen 1:1 der FPÖ zuzurechnen sind, da nicht davon auszugehen ist, dass eine Impfgegner-Partei bei einer Nationalratswahl (erfolgreich) antreten würde. Das bedeutet also, dass der Großteil der

von der ÖVP verlorenen Prozentpunkte in das FPÖ-Lager abwanderte. Wie ist das zu verstehen?

Ein Besuch der östlichen Bundesländer in Deutschland vor der vergangenen Bundestagswahl und zahlreiche intensive Gespräche vor Ort können wohl auch die Antwort für Österreich sein: Die Menschen sind weiterhin höchst alarmiert über die Flüchtlingsproblematik, die Probleme bei deren Integration und die erhöhte Kriminalität. Dazu kommt das Problem der teils schlechten Sicherheitslage in den Städten, wo die Polizei mit den Phänomenen der Parallelgesellschaften, der Clan-Kriminalität usw. schlecht zurechtkommt. Das gilt zum Teil auch für Österreich. Obendrein fühlen sich die Menschen insgesamt nicht genug gehört, sie haben das Gefühl, dass man nichts übrig habe für ihre Sorgen und Anliegen – die Politiker seien abgehoben.

Damit kommen wir zu einem bekannten politischen Streitthema: Sind Politiker als Populisten zu verdammen, weil sie den Menschen „nach dem Mund reden“, oder gebührt ihnen Anerkennung dafür, dass sie für die Ängste und Bedürfnisse der Leute ein Ohr haben, so irrational diese einem manchmal auch scheinen mögen? Jedenfalls ist es Sebastian Kurz ganz offensichtlich gelungen, diese Menschen „abzuholen“ und nicht länger der FPÖ zu überlassen. Voller Bewunderung sprachen die Kandidaten und Funktionäre der CDU in Sachsen, Brandenburg und Berlin von Sebastian Kurz. Er würde bei den wichtigen Themen eine „klare

Kante“ zeigen – und das sei es genau, wonach sich die Menschen sehnten.

Wie wir wissen, wird Sebastian Kurz genau diese Haltung oft zum Vorwurf gemacht. Die jüngsten Ereignisse und die darauffolgenden, massiven Wählerverschiebungen zeigen jedoch die Problematik: Verabschiedet sich Sebastian Kurz von der politischen Bühne, zumindest für einige Jahre, dann können wir fix davon ausgehen, dass ÖVP, SPÖ und FPÖ wieder ziemlich gleichauf liegen werden. Womöglich sinkt die ÖVP noch weiter, ebenso wie auch die SPÖ unter einer fortgesetzten Führung von Rendi-Wagner, sodass die FPÖ zur stimmenstärksten Partei zu werden droht. Genau eine solche Situation hatten wir ja bereits. Das war im Herbst 2016, einige Monate bevor Sebastian Kurz die Führung der ÖVP übernahm.

Erschwerend kommt hinzu, dass sich die SPÖ-Vorsitzende ganz offen eine Koalition mit der FPÖ, noch dazu unter der Führung eines Herbert Kickl, vorstellen kann. Einem Herbert Kickl, der unter anderem ein Impfgegner ist und sich antisemitischer Agitation bedient. Und auch die Grünen und die Neos waren ganz offensichtlich zu einer Koalition mit der FPÖ Kickls bereit, um Sebastian Kurz zu stürzen.

Ist das gut für die Juden, fragt man sich schlussendlich traditionsgemäß. Die Antwort ist: Nein! Aber entsprechend den neuen Zeiten unterscheidet sich der jüdische Blick auf die Dinge nicht von jenem der Gesamtbevölkerung. Gut ist das alles nicht für Österreich, was da gerade abläuft.



Warme Farben, cooler Materialmix und viele Pflanzen: Nathan Spasić mit Mark E. Napadenski in seinem neuen Lokal.

Spinne als Papagei

Eine Geschichte über Hunde, Bullen, Schlangen und einen feschen Neogastronomen.

VON THEODOR STANZEL

Den passionierten Grätzlbummlern im zweiten Wiener Bezirk wird es schon aufgefallen sein, dem einen oder anderen Hundebesitzer beim täglichen Gassiausflug ebenfalls: auf der Praterstraße, Ecke Zirkusgasse tut sich was. Seit geraumer Zeit wurde (um-)gebaut, hinter verschlossenen Türen und blickdicht abgeklebten Fenstern wurde gebastelt, geschürft, gespachtelt, eingerichtet, angemalt.

Nun, nach gut zwei Jahren, erstrahlt der „Goldene Papagei“ phönixgleich in gleißendem Gelb.

Goldener Papagei ist freilich kein (Fabel-)Tier, sondern der Name eines Kaffeehauses, das seit Mitte Oktober die Pforten für Tee-Aficionados und Kaffeekenner (sowie jene, die es werden wollen) geöffnet hat.

Dass das Lokalküken nicht nur ideal an der Schnittstelle zwischen erstem und zweitem Bezirk und in einträchtiger Nachbarschaft zu Mochinist, sondern von der optischen Anmutung her sicherlich eines der innovativeren Lokale der Stadt ist, sollte

nicht unerwähnt bleiben. Das Architekturbüro KLK hat den „Goldenen Papagei“ so gar nicht, wie der Lokalname vermuten lassen könnte, goldplüschig gestaltet, sondern mit warmen Farben, einem coolen Materialmix und vielen Pflanzen.

Da ich jedoch weder Architekturkritiker noch Gourmet oder bewandertes Kaffeetrinker bin, werde ich mich auch nicht den verzehrbaren Konsumgütern oder dem Service widmen, obwohl mir zu Ohren gekommen ist, dass einer der bestaussehenden *NU*-Autoren (die Rede ist nicht von meiner Wenigkeit, sondern von Mark Napadenski) seine gastronomische Karriere im „Goldenen Papagei“ gestartet hat.

Aber eine Frage kann ich den neugierigen Grätzlbummlern und Hundebegleitern beantworten, nämlich, wer die Fäden (nicht Federn) hinter dem Papageien-Projekt zieht. Wobei „Fäden ziehen“ wörtlich gemeint ist. Denn der Chef des Hauses, Nathan Spasić (so, jetzt ist's raus!), ist für seine unnachahmlichen Vernetzungsfähigkeiten bekannt. Mein lieber Freund ist dem Bezirk kein fremdes Gesicht, sondern trotz seines transdanubischen Migrationshintergrundes längst ein fest verankerter 1020er.

Bekannt ist der fesche Neogastronom übrigens nicht nur auf der Mazsesinsel, sondern überall, wo er sich

herumtreibt: an der Universität für Angewandte Kunst, wo er „ortsbezogene Kunst“ studiert; im *NU*, wo er sich regelmäßig als Fotograf mit dem besonderen Blick und wortgewandter Autor einbringt sowie mit Ronni Sinai das „vorletzte Wort“ teilt (das letzte hat er übrigens in seiner Freizeit auch ganz gerne). Und nun als Cafétier. Schon sind wir wieder beim Fädenziehen, einer Tätigkeit, die an Spinnen und ihre Netze erinnert. Und da hätten wir auch Nathans größtes Talent am Schirm. Es ist das kunstvolle Vernetzen – der Millennial würde vermutlich „connecten“ sagen –, das Nathan beherrscht wie kaum ein anderer.

Egal durch welchen Distrikt man „die Spinne“ begleitet (ja, diesen Spitznamen trägt der Papageiendompteur, wobei die Gendersensibleren unter unseren Freunden auch zu „der Spinner“ oder „der Spinnerich“ tendieren): Sein Netz hat er schon gewoben, alle fünf Meter wird er begrüßt, lässt sich in ein Gespräch verwickeln, ob Alt oder Jung, Manderl, Weiberl, Hund oder Mensch ist dabei unwichtig.

Zugegebenermaßen habe ich das zwar immer bewundert, es aber auch als eine äußerst anstrengende Eigenschaft wahrgenommen, vor allem, wenn ich in Eile und das Netz des Spinnenmannes so dicht war, dass ein zügiges Vorankommen unmög-

lich wurde. Nathans Bekanntheitsgrad wurde freilich nicht weniger, als er sich erdreistete, in Anwesenheit eines Bullen, pardon: Polizisten, das Wort „Oida“ in den Mund zu nehmen. Schwupps, Anzeige raus! Aber die Spinnennetze reichten bis zu den Gipfeln der österreichischen Boulevardelite, die gerichtliche Schlacht wurde nicht nur in den ehrwürdigen Sälen der Justiz ausgefochten, sondern auch in nationalen U-Bahn-Zeitschriften.

Nathan Spasić, damals geschmückt mit 80er-Jahre-Disco-Schnauzer, zu Gast bei Fellner, ist und bleibt einer der legendärsten Fernsehmomente der Zweiten Republik. An dieser Stelle: Danke, lieber Nathan, dafür. Die Tat-

sache, dass er sich auch vor Gericht aus der Sache rausschlängeln konnte, sowie ein geniales Musikvideo, das wir in seinem kuscheligen Renault Clio gesehen haben, machte ihn zum Äskulap-Nathan. Ja, mein Freund hat viele Facetten und Talente, der genialste Schachzug (hier wird mir die Zukunft recht geben) wird wohl gewesen sein, nach jahrelanger Vernetzungsarbeit und nach Boulevardberühmtheit ein Café zu eröffnen.

Für soziale Interaktion muss Nathan nun nicht mehr den Bezirk verlassen, zum Reden nur noch hinter der Theke hervortreten. Das Publikum liebt ihn und weiß, wo er zu finden ist: im „Goldenen Papagei“.



Beste Freunde: Die „NU“-Autoren Nathan Spasić, Mark E. Napadenski und Theodor Stanzel



Der Goldene Papagei

VON ANDREA SCHURIAN

Beginnen wir mit dem Namen. Goldener Papagei? Klingt nach China-restaurant, ist aber eine Hommage an „Zlatni papagaj“ (Goldener Papagei), das legendäre Kultcafé von Nathans Vater in Belgrad, ein Künstler- und Studententreffpunkt und so divers, wie eine Kafana in der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien nur sein konnte. Außerdem gab es im „Zlatni papagaj“ zum ersten Mal in Belgrad echten Espresso. Das Wiener

Architekturbüro KLK, das bereits nebenan das „Mochi“ redesign hat und für die optische Neugestaltung des „Café Bellaria“ verantwortlich zeichnet, schuf mit einem ausgeklügeltem Material- und Farbenmix – Terrazzo, Beton, warme Gelb- und Rottöne – ein ganz besonderes, ja, einzigartiges Raumgefühl, große Glastüren öffnen sich zum Gastgarten.

Der grüne Dschungel für den Papagei ist das Ergebnis einer im wahrsten Sinn des Wortes blühenden Zusammenarbeit mit dem Floristen Thomas Tergowitsch, alles Grünzeug ist käuflich erwerblich. Noch ist das Pflanzensortiment deutlich üppiger als das Speisenangebot.

Work in progress

Das mit der Küche ist noch ein Work in Progress, „gerade in der Anfangszeit scheint alles noch ein wenig unklar zu sein – wir haben allerdings viel vor“, sagt Nathan Spasić, der junge Chef des Hauses, der hoffentlich weiterhin Zeit finden wird, mit Ronni Sinai um das vorletzte Wort zu rangeln. Geplant sind einfache Gerichte wie frisch im Lokal gebackenes Sauerteigbrot von Öfferl, Cuvée-Butter, pochiertes Ei zum Frühstück.

Was es jetzt schon gibt, ist ein extrem motiviertes, erfrischend junges Team sowie feine Sandwiches, handmade by NU-Autor Mark Napadenski, Törtchen, Croissants, ungewaschene Speciality-Kaffees, erlesene Teesor-

ten, naturtrübe Säfte und ebensolche Weine wie z.B. Koreaa, Judith Becks Bio-Weißwein aus Österreich. „Die Produkte unbehandelt zu belassen, das ist unser Credo. In naher Zukunft wird daher das Naturwein-Angebot erweitert. Auch werden wir einen zunehmend größeren Fokus auf Speisen legen – kein à la carte, nur kleine Sachen, dafür hochwertig und möglichst regional. Somit werden wir zwischen einem Speciality Café mit Brunch in der Früh und abends und einem Mix aus Aperitivo/Naturweinbar alternieren.“

Auch den Kochlöffel werden junge, ambitionierte Köchinnen und Jöche schwingen. Geplant ist, das Lokal als Bühne für verschiedene Gastkonzepte zu nutzen, ab und zu Freundinnen und Freunde kochen zu lassen oder es abends als Kunstlocation zu vermieten: „Was tatsächlich dabei herauskommt, steht natürlich noch in den Sternen. Es erfüllt uns jedenfalls mit Freude, ein solcher neuer Stern am gastronomischen Himmel zu sein.“

Ach ja, NU liegt natürlich auch auf.

Goldener Papagei, Praterstraße 17, 1020 Wien
Mo–Fr 9–21 Uhr, Sa 9–19 Uhr, So Ruhetag,
Gastgarten

www.goldenerpapagei.at



LEOPOLD
MUSEUM

12.11.2021–06.03.2022

LUDWIG WITTGENSTEIN

FOTOGRAFIE ALS
ANALYTISCHE PRAXIS



MuseumsQuartier Wien
U3 Volkstheater
www.leopoldmuseum.org

Medienpartner

FALTER

DERSTANDARD

Sponsor

DOROTHEUM
WIEN

Förderer

Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

Partner des Leopold Museum



WIENER STÄDTISCHE
VERSICHERUNGSVEREIN

Anlässlich des Chanukkafestes wünscht der ÖVP-Parlamentsklub allen
Leserinnen und Lesern der Zeitschrift „Nu“ und allen jüdischen Bürgerinnen
und Bürgern ein schönes und vor allem friedliches Fest.

Möge für uns alle eine Zeit der Hoffnung und Zuversicht kommen –
Friede, Sicherheit und Gesundheit stehen an erster Stelle.
Das wünschen wir uns von ganzem Herzen.

Bleiben Sie gesund!

Schalom!

August Wöginger
1. stv. Klubobmann der ÖVP



© ÖVP-Klub/Barbara Nidetzky

Lebensverbessernder Entdeckergeist aus Israel

Avi Jorisch versammelt in „Du sollst erfinden“ Geschichten von Israelis und ihren Entdeckungen und Erfindungen. Sie erzählen von Forschergeist und Scheitern, von Witz und Abenteuerlust.

VON GREGOR AUENHAMMER

„Sei ein Mensch, verbessere die Welt, gib dein Bestes, gib niemals auf, und lass es dir gut gehen.“ Diese fünf Grundregeln seiner Familie erläutert Avi Jorisch eindrucksvoll in einem Kapitel, in dem er von seinem kleinen Sohn erzählt. Diese Regeln des Zusammenlebens nennt Jorisch als Antrieb für sich und viele seiner Landsleute. Den hebräischen Begriff der „Zedaka“ kann man mit Wohltätigkeit übersetzen, tatsächlich bedeutet er Gerechtigkeit. In seinem Buch *Du sollst erfinden* stellt der Autor, Unternehmer, Nahostexperte und Historiker Jorisch verschiedene Menschen vor, die maßgeblich an der Entwicklung von 15 entscheidenden, positiven Innovationen beteiligt waren.

Er selbst, so schreibt er, stammt aus einer Familie von Holocaust-Überlebenden, wuchs vor allem in New York auf, verbrachte aber infolge der kulturellen, historischen und religiösen Bindungen seiner Familie immer wieder längere Zeit in Israel. „Obwohl Israels Fehler und Schattenseiten mir stets bewusst waren“, so Jorisch, „haben mich das unglaubliche Potenzial und die ungeheuren Leistungen des Landes stets beeindruckt.“

Glaube an Wunder

Von David Ben-Gurion stammt die viel zitierte Bemerkung: „Wer in Israel nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist.“ Jorisch, der auf der ganzen Welt Vorträge gehalten und Artikel ver-

öffentlicht hat (u.a. in der *New York Times* und dem *Wall Street Journal*), spinnt diesen Gedanken weiter: „Israel ist der Beweis, dass Wunder wirklich geschehen, der jüdische Staat hat die Kinder Israels aus allen Ecken der Erde wieder zusammengeführt und ein sehr altes Versprechen eingelöst. Der Staat mag noch jung sein, das Land hat aber eine lange Geschichte. Israel verbindet neuzeitliche liberale und demokratische Werte mit jenen der Heiligen Schrift.“

Witz und Chuzpe

Was haben Exoskelett und Solarzellen gemeinsam? Sie wurden ebenso wie Cocktailltomaten, Firewall oder die Vorläufer des USB-Sticks in den letzten Jahren von Israelis erfunden. Viele Geschichten dieser Entdeckungen, die Jorisch in seinem Buch aufzählt, lesen sich wie Abenteuerromane: Sie erzählen von Forschergeist, vom Scheitern und Wiederaufstehen, von Witz und Chuzpe, von klugen Förderern und Menschen, die unbeirrt an ihre Visionen glaubten. Sie zeigen aber auch, wie die Innovatoren diverse Probleme erkannt und diese oft erst durch Quer- oder Übers-Eck-Denken lösen konnten, wie sie sich mit Kollegen aus Wissenschaft, Forschung oder Wirtschaft vernetzt haben, um ihre Ideen umsetzen zu können.

Ob es ein Spezialendoskop für Gehirnoperationen ist, ein lebensrettender Wundschnellverband, der Rakenschutzschild Iron-Dome, solare Heißwassersysteme und Sonnenkollektoren, die Kamerakapsel PillCam oder ein Gerät für roboterunterstützte Wirbelsäulenoperationen: Alle diese Erfindungen helfen, das Leben der Menschen zu verbessern.

Jorisch listet mehr als fünfzig bahnbrechende Erfindungen auf – vom intelligenten Krankenhausbett bis zum „Grain Cocoon“, das Getreide vor Ungeziefer schützt, von umweltfreundlichen Fischzuchtanlagen über unknackbare Türen und Schlösser bis

zur modernen Tröpfchenbewässerung.

„Wie meine Eltern es einst mit mir taten, fahre ich mit meinen Kindern regelmäßig nach Israel“, resümiert er. „Dort beobachte ich, wie sie sich in der komplizierten Realität des Landes zurechtfinden. Sie sind es, die das nächste Kapitel dieser Geschichte schreiben werden – gemeinsam mit allen Menschen, die das Leben über den Tod, die Freiheit über die Tyrannei und den Wohlstand über den Krieg stellen. Sie sind es, die mir Hoffnung geben.“



Avi Jorisch
Du sollst erfinden.
Wie israelischer
Einfallsreichtum hilft,
die Welt besser zu
machen
 Deutsch von Lars
 Fischer
 edition mena-watch,
 2021
 294 S., EUR 19,90,-

Dossier: Jüdischer Humor

**„Jüdische Frömmigkeit und
jüdischer Witz wohnen im gleichen
Organ, im jüdischen Herz“**

**(Franz Rosenzweig: Der Mensch und sein
Werk. Gesammelte Schriften Bd. 1, 1979)**



© SIGM. FREUD PRIVATSTIFTUNG / IMAGNO / PICTUREDESK.COM

Gilt auch lächeln? Auf den meisten Aufnahmen blickt Sigmund Freud standesgemäß ernst, bei der Silberhochzeit mit Ehefrau Martha 1911 durfte eine Ausnahme gemacht werden.

Alle Träumer sind unausstehlich witzig

**„Was ist Lachen?“ und „Was macht lachen?“
Über das Lachen und seine Beziehung zur Psychoanalyse, den Wahrheitsgehalt des Witzigen, das Geistreiche im Humor und die Seriosität des Lachhaften.**

VON AUGUST RUHS

Zahlreiche Philosophen und Literaten von der Antike bis zur Gegenwart haben sich mit dem Phänomen des Lachens und den unter der Wissenschaftsbezeichnung Gelotologie zusammengefassten theoretischen Überlegungen und Erkenntnissen dazu beschäftigt und sind dabei vor allem dem Wesen von Komik, Scherz und Jux nachgegangen. Ludwig Wittgenstein sah sich sogar zur Behauptung veranlasst, dass man ein seriöses, gutes philosophisches Werk verfassen könne, das ausschließlich aus Witzen bestehe.

„Was ist Lachen?“ und „Was macht lachen?“ Antworten auf die Frage, was uns zum Lachen bringt, sind häufiger und offensichtlich auch leichter zu finden, wenngleich sich erhebliche Schwierigkeiten einstellen, gemein-

same Merkmale aller Quellen der Lachlust herauszuarbeiten. Dies gilt auch für Sigmund Freud, der mit den Begriffen Witz, Komik und Humor zu einer Differenzierung des Lachhaften und Lächerlichen gelangt.

Ablachen

Geht man in Bezug auf die elementaren Begriffe des Witzes und seiner kategorialen Anverwandten vom Begriff des Einfalls und dessen Nähe zum Spontanen, Unvermuteten und Unbewussten aus, so war Freud schon sehr früh mit Witzigem, Komischem oder Humorvollem konfrontiert, und zwar sowohl in seinem therapeutischen Praxisbereich als auch in seinem Bemühen, eine allgemeine Psychologie des Unbewussten zu entwickeln. Für seine Abhandlung *Der Witz und seine*

Beziehung zum Unbewussten (1905) konnte Freud auf eine umfangreiche Sammlung von „tiefsinnigen jüdischen Geschichten“ und Witzen zurückgreifen, was darauf hinweist, dass er auch privat für Lachen und Humor einiges übrighatte. In witzigen, komischen oder erheiternden Situationen entsteht Lachen durch Ersparnis an energetischem Aufwand, also durch Freiwerden von Besetzungsenergie, die sich nun in ihrer ganzen Lustqualität äußern kann. Somit ist das Lachen in diesem Zusammenhang immer ein Ablachen im Sinn einer lustvollen und befreienden Abreaktion ansonsten gebundener Energiequanten.

Bei der Lachgattung Witz (und deren Vorläufer, dem Wortspiel in Schüttelreimen, Anagrammen, Scherzfragen etc.) wird Hemmungsaufwand erspart, indem durch das Vernehmen eines Witzes Verdrängungen aufgehoben werden. Ein vorbewusster und aus der Spontaneität eines Einfalls kommender Gedanke taucht ins Unbewusste, wird dort den primärprozesshaften Bedeutungsgesetzen unterzogen und schließlich von der bewussten Wahrnehmung erfasst. Damit der Witz innerhalb dieser Triebdynamik seine volle Wirkung erzielen kann, bedarf es einer zusätzlichen Aggressionslust. Sie ist mithilfe des Dritten, auf dessen Kosten der Witz geht, gewährleistet.

Das Ablachen ist mit einem Auslachen verbunden. Dies gilt insbesondere für den tendenziösen und obszönen Witz, der nach Freud einem derb-frivolen männlichen Annäherungsversuch entsprungen ist und als eine aggressive Reaktion des Mannes auf die sexuelle Zurückweisung durch die Frau zu verstehen ist. Die erlittene Frustration findet im Witz eine Kompensationsmöglichkeit.

Gefühlsersparnisse

Bei der vorbewusst determinierten Komik wird Vorstellungsaufwand erspart: Die Vorstellungserwartung wird durch das vorzeitige Misslingen eines Handlungsablaufes überflüssig und kann abgelacht werden. Freilich kann auch hier aggressive Lust als Schadenfreude bzw. als Überlegenheitstriumph gegenüber einem Mangel, von dem man selbst nicht betroffen ist, freigesetzt werden. Ein abwesender und auszulachender Dritter wie beim Witz

ist allerdings dafür nicht erforderlich.

Der Humor schließlich, der auch einem vorbewussten Prozess entspricht und im Galgenhumor am sinnfälligsten in Erscheinung tritt, ist durch eine Ersparnis an Gefühlsaufwand gekennzeichnet. Angesichts einer misslichen Situation kann ein Teil der tragischen Emotionen durch eine Art Verkehrung ins Gegenteil freigelacht werden kann. Bei diesem auf das eigene Selbst bezogenen Vorgang ist eine zweite Person nicht nötig. Freud charakterisiert das Humoristische durch Verschiebung vom Ich auf das Über-Ich.

Zusammengefasst ist für Freud das lustvolle Lachen immer ein kommunikativer und sozialer Vorgang, wobei man beim Humor über sich selbst als einen anderen, bei der Komik über einen äußeren Anderen und beim Witz mit einem Anderen über einen Dritten lacht. Im letzteren Fall ist das Lachen des Anderen für den Witzeerzähler einerseits der Garant dafür, dass er sich noch in einem sozial vertretbaren Bereich befindet und andererseits die Bestätigung für das Gelingen der Witzarbeit.

Das Genießen des Witzes wiederum kann in den Kontext einer sublimen und gesellschaftlich gestützten Perversion gestellt werden: Ein wesentliches Merkmal perversen Triebstrebens besteht darin, für die Lust eines Anderen zu arbeiten. Dies gilt in be-

sonderem Maß für das Erzählen von anstößigen und ordinären Witzen. Selbstverständlich wirken sich kulturelle Einflüsse und Bedingungen auf Produktion und Rezeption von Witzigem und Komischem relativierend aus. Gesetze, Gebote und Verbote stellen eine kräftige Nährlösung dar.

Auslachen

Freud bezieht sich in seiner Abhandlung über den Witz auch auf den französischen Philosophen und Literaturnobelpreisträger Henri Bergson (1859–1941). Ausgehend von den Fragen: „Was bedeutet das Lachen? Was steckt hinter dem Lächerlichen? Was haben die Grimasse eines Clowns, ein Wortspiel, eine Verwechslung in einem Schwank, eine geistvolle Lustspielszene miteinander gemein?“ entwickelt Bergson eine Theorie des Komischen als soziales Verhältnis: Außerhalb dessen, was wahrhaft menschlich sei, gäbe es keine Komik. Der Mensch sei ein Tier, das lachen könne und lachen mache. Das Lachen sei zwangsläufig mit einer Empfindungslosigkeit verbunden, so Bergson, der größte Feind des Lachens folglich die Emotion: „Die Komik bedarf einer vorübergehenden Anästhesie des Herzens, um sich voll entfalten zu können. Sie wendet sich an den reinen Intellekt.“

Unumgänglich sei, dass dieser Intellekt mit anderen Intellekten in



Da lacht die Macht: Der ehemalige australische Politiker und nunmehrige Investmentbanker Mike Baird und der nunmehrige US-Präsident Joe Biden hatten schon ihren Spaß.

Verbindung stehe; Komik entstehe innerhalb einer Gruppe von Menschen, „die einem einzelnen unter ihnen ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden, indem sie alle persönlichen Gefühle ausschalten und nur ihren Verstand arbeiten lassen.“ Diese Entpersönlichung trenne das Komische vom Tragischen und die Komödie von der Tragödie. Die Erzeugung von Heiterkeit festigt das soziale Milieu und wirkt gesellschaftsbejahend, die Tragödie stellt immer auch einen Bruch mit der Gesellschaft dar. Was einen Menschen zur komischen Figur stempelt, werde von außen gleichsam wie ein fertiger Rahmen an ihn herangetragen. Gemäß Bergson besteht das Lachen letztlich mehr oder weniger bewusst in einem Auslachen.

Kritiker bemängeln, dass Bergson niemals über den Grund des Lachens spreche, sondern immer nur über seinen Zweck. Auch Freud relativiert Bergsons Standpunkt, indem er zwischen Lachhaftem und Lächerlichem, zwischen Humor und Witz differenziert.

Ausscheidung

Zweifellos ist Lachen eine Kategorie des Lusterlebens, aber warum nimmt diese auf spezifische Auslöser und Provokationen reagierende seelische Erregung bzw. Erregungsabfuhr gerade diesen spezifischen Weg bzw. ergießt sie sich gerade in diese besondere Form der Körpermanifestation? Helmut Plessner (1892-1985), einer der Hauptvertreter der philosophischen Anthropologie, geht in seinem Essay *Lachen und Weinen. Eine Untersuchung nach den Grenzen menschlichen Verhaltens* von den zwei Begriffen „Positionalität“ und „Haltung“ aus, wobei er diese beiden Begriffe zu Körper-Sein und Körper-Haben in Beziehung setzt. Unter dem Aspekt des Körper-Seins, der Leiblichkeit, befindet sich der Mensch in der Peripherie der Welt; unter dem Aspekt des Körper-Habens ist er hingegen in deren Zentrum. Jede Beanspruchung seiner Existenz verlangt einen Ausgleich zwischen der Weise des Seins und der Modalität des Habens. In Grenzsituationen bleibt uns die Möglichkeit, uns der Automatik jener körperlichen Abreaktionen zu überlassen, die wir Lachen oder auch Weinen nennen. Dabei lässt sich eine

Analogie von Lachen und Erbrechen in dem Sinne feststellen, dass es einerseits ein Erbrechen von Luft aus der Lunge gibt, dass aber andererseits auch eine Analogie zwischen dem Weinen und dem „Saufen“ von Luft zu konstatieren ist, was sich im Schluchzen besonders deutlich äußert.

Lachen und Weinen sind somit Reaktionen auf Grenzsituationen. Sie überkommen einen und setzen doch stets die Bereitschaft voraus, sich in den beinahe unkontrollierbar ablaufenden „Mechanismus“ des Lachens oder Weinens hineingleiten zu lassen. Mit dieser freiwilligen Unfreiwilligkeit erinnern Lachen und Weinen an Ausscheidungsprozesse oder an die Kopulation. Immer geht es um ein Spiel mit dem Unkontrollierbaren, um die Herbeiführung eines Aussetzens der Selbstbeherrschung. Sexualität, Lachen und Weinen sind lustvoll, weil sie anarchisch sind.

Lachen gehört zu jenen Zuständen, die sich als Grenzzustände des Daseins in einem durchaus existenzialistischen Sinn bezeichnen lassen. Es sind Ausnahmeerscheinungen, wie sie uns auch, abgesehen vom Nullpunkt Tod, in der Gewalt, im Wahnsinn, in Rauschzuständen, in Ekstasen und im Orgasmus entgegenreten.

Dabei wäre zu überlegen, ob sich ein Überschuss an Repräsentation durch dessen vomitierendes Ausscheiden als Lachen (Manie) reguliert, wohingegen sich am anderen Ende des Prozesses das als inhalatorisch-inkorporierend anmutende Weinen als Sättigungsversuch im Hunger nach Repräsentation erweisen könnte (Melancholie).

Fröhliche Wissenschaft

Hat die Psychoanalyse ihren Witz verloren? Hat sie das Lachen verlernt? In diesem Zusammenhang ist die Vertreibung der Psychoanalyse und die Zerstörung ihrer angestammten Institutionen durch den Nationalsozialismus von großer Bedeutung. Sofern sie sich vor der Ermordung retten konnten, mussten viele ihrer Vertreter ihr Leben und Wirken unter geänderten Bedingungen in der Diaspora fortsetzen.

Sofern die Psychoanalyse ihrem Kerngeschäft nachgeht, ist sie mit dem Aufspüren eines Unbewussten

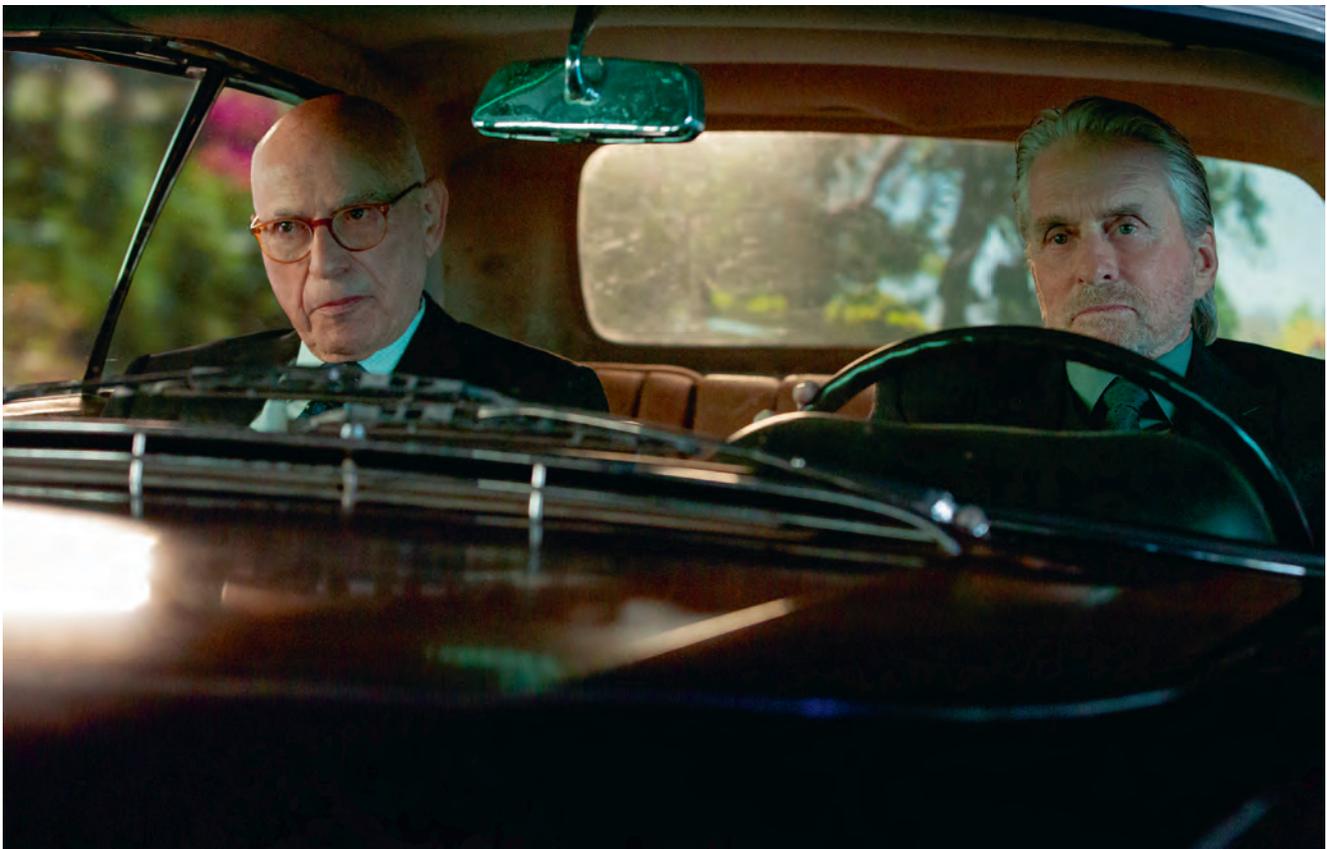
befasst. Die frühe Entdeckung, dass dieses Unbewusste als ein anderer Diskurs und als Diskurs eines Anderen nicht nur verdrängtes Lustvolles beinhaltet, sondern auch grundsätzlich geistreich und witzig ist, lässt es gerechtfertigt erscheinen, der Psychoanalyse den Status einer „fröhlichen Wissenschaft“ zu verleihen. Sigmund Freuds humorvoller Charakter, seine literarische Begabung und seine rhetorischen Fähigkeiten hatten immer schon ihren Niederschlag in seinem Werk gefunden, sowohl in seinen theoretischen Abhandlungen als auch in den Beschreibungen seines empirischen Fallmaterials.

Die Erkenntnis, dass der Mensch zwar nicht so gut sei, wie er glaube, aber auch nicht so böse, wie er befürchte, dürfte einiges zur Überwindung der Widerstände beigetragen haben, die man der Psychoanalyse wegen ihrer bitteren Wahrheiten von Anfang an entgegenbrachte. Als Freud sehr spät der Professorentitel verliehen wurde, stellte er mit der ihm eigenen Ironie fest: „Die Teilnahme der Bevölkerung ist sehr groß, es regnet auch jetzt schon Glückwünsche und Blumenspenden, als sei die Rolle der Sexualität plötzlich von Sr. Majestät amtlich anerkannt, die Bedeutung des Traumes vom Ministerrat bestätigt und die Notwendigkeit einer psychoanalytischen Therapie der Hysterie mit Zweidrittelmehrheit im Parlament durchgedrungen.“



Was ist der Unterschied zwischen kostenlos und umsonst? Meine Schulbildung war kostenlos, deine umsonst.

Wie man Patti LaBelle verärgert



© MIKE YARISH/NETFLIX

Sie ärgern sich täglich über den anderen und sind dennoch beste Freunde: Michael Douglas als Sandy Kominsky und Alan Arkin als Norman Newlander.

In „The Kominsky Method“ matchen sich zwei alte, weiße Freunde durch Leben und Alltag. Die Comedy-Serie gilt als besonders gutes Beispiel für jüdischen Humor. Warum eigentlich?

VON RONNI SINAI

Der Produzent, Drehbuchautor, Regisseur und Komponist Chuck Lorre tritt in seinen Filmen zwar nicht selbst als Schauspieler in Erscheinung, steht aber unter Verdacht, einer der großen Protagonisten im Genre des jüdischen Humors in den USA zu sein. Lorre zeichnet verantwortlich für Blockbuster-Serien wie *Two and a Half Men*, *The Big Bang Theory* und *The Kominsky Method*.

Von Letzterer existieren mittlerweile drei Staffeln, und hier ist Lorres typisch jüdischer Humor besonders deutlich. Der Plot in einem Satz: Der „Best Ager“ Sandy Kominsky (Michael Douglas), ein in die Jahre gekommener Schauspieler mit überschaubar erfolgreicher Karriere, der sich nun als Schauspiellehrer verwirklicht, matcht sich mit seinem ebenso betagten besten Freund Norman Newlander (Alan

Arkin), der einst als Agenturbesitzer Schauspieler vermittelte.

Wenig Charme

Hier einige Kostproben aus den von jüdischem Humor geprägten Dialogen: Normans Frau Eileen ist todkrank, Norman und Sandy stehen an ihrem Bett. „Sandy, du bist doch Normans bester Freund, versprich mir, dass du dich um ihn kümmerst, wenn ich nicht mehr da bin.“ Darauf Sandy: „Ich verspreche es, ich bin doch dein bester Freund, Norman?“ Norman: „Nein, aber widersprich ihr nicht.“

Jüdischer Humor hat eben kaum Charme, mitunter ist er sogar derb und schonungslos im Aufdecken menschlicher Schwächen, oft zynisch. Er regt eher zum Schmunzeln als zum Lachen, er ist unbestritten geistreich mit meist unerwarteter Pointe. Manchmal

© MIKE YARISH/NETFLIX



Produzent und Autor Chuck Lorre, Michael Douglas und Nancy Travis am Set von „The Kominsky Method“.

darf einen jüdischen Witz nur ein Jude selbst erzählen, um nicht gar als antisemitisch hingestellt zu werden.

Morbid

Eileen erscheint nach ihrem Tod Norman oft als Geist und steht ihm mit Ratschlägen zur Seite. Einmal wird sie dabei etwas ungeduldig mit Norman und grantelt ihn an, worauf Norman zu ihr sagt: „Du bist launisch geworden, seit du tot bist.“

„Sie sollten sich Woodrow nennen. Einer, der Särge verkauft und Woody heißt, ist ein schlechter Witz“, wirft Norman dem Bestattungsunternehmer hin, als er einen Sarg für Eileen bestellt.

Ungeeignet für sensible Gemüter ist der Humor rund um Eileens Begräbnis. Ein Gastauftritt von Patti LaBelle mit ihrem Disco-Klassiker *Lady Marmalade* (*Voulez-vous coucher avec moi ce soir?*) scheint unangemessen, sollte aber Norman zufolge Eileens Wunsch gewesen sein. Danach meldet sich Miss LaBelle (spielt sich selbst) zu Wort, kondoliert Norman und wünscht

ihm, dass er durch den Verlust und die Trauer zu einem besseren Menschen werden möge. Sandy fragt Norman, wie man denn Patti LaBelle so verärgern kann, dass sie so etwas sagt? Norman antwortet: „Nenne sie Roberta Flack.“

Auch Talkmasterlegende Jay Leno tritt als er selbst beim Begräbnis auf und wendet sich in seiner Rede an Sandy: „Ein Freund von mir hat bei dir zehn Jahre lang Schauspiel studiert. Jetzt kann ich voller Stolz sagen, er ist Oberkellner im Spago.“

Das liebe Geld

Eines Tages bekommt Sandy die Verständigung der Finanzbehörde, er hätte 280.000 Dollar an Steuerschulden der letzten Jahre nachzuzahlen. Der fassungslose Norman fragt ihn: „Dachtest du, die Regierung hätte dich vergessen?“ – „Ja klar, Hollywood tat es doch auch.“

Nun kann Sandy das Geld natürlich nicht aufbringen und bittet Norman widerwillig, ihm den Betrag zu leihen, er würde jeden Monat 1000 Dollar zu-

rückzahlen. Dieser entgegnet, dass Sandy nicht rechnen könne, sonst müsse ihm klar sein, dass Norman am Ende der Laufzeit tot sei. Sandy: „Also gut, 1500 Dollar“. Norman: „Auch tot.“ Also will Norman seinem Freund kein Geld geben. Da erscheint ihm Eileen als Geist und überredet ihn, Sandy doch zu helfen. Norman entwickelt einen Plan: Er bietet Sandy ein Darlehen ohne Rückzahlungsverpflichtung an, das könne Sandy aus Gewissensgründen nicht annehmen. Tatsächlich kommt es zum Streit zwischen den beiden, sie haben einander nichts mehr zu sagen. Nach einer Aussprache deckt Norman Sandys Schulden schließlich doch ab, noch im Restaurant übergibt Sandy seinem Freund voller Genugtuung einen Scheck über 1000 Dollar als erste Rate und wähnt sich bereits als Sieger, als dieser den Scheck umgehend dem Kellner als Trinkgeld weiterreicht. Sandys Kommentar: „Du verfluchter Mistkerl!“ Nahezu ein Klassiker jüdischen Humors.

»

Moische liegt im Sterben. Die Familie hat sich um sein Bett versammelt. Er fragt mit schwacher Stimme: „Sarah, meine Frau, ist mein Sohn Berl da?“ – „Ja, er steht neben dir“, schluchzt seine Frau. „Und wo ist meine Tochter Rivka?“ – „Hier bin ich, Vater!“ – „Und wo ist meine zweite Tochter Esther?“, fragt Moische weiter.

„Ich bin hier, mein Vater“. Esther küsst ihm die Stirn. „Und wo ist Benjamin?“ – „Ich bin auch hier“, sagt Benjamin sanft und leise. Da richtet sich Moische plötzlich vom Bett auf, öffnet die Augen und fragt entsetzt: „Und wer steht im Geschäft??“

Der kleine, freche Bruder der Theologie



Mit Zylinder, Smoking und Glacéhandschuhen: Max Linder, Pionier der Filmkomödie und französischer Starkomiker.

Vieles ist den Juden vorgeworfen worden – Humorlosigkeit noch nicht. Jüdischer Humor gilt als fein und scharfsinnig, hat den Geist von Hollywood geprägt und besticht durch die Fähigkeit, über sich selbst lachen zu können.

VON GABRIELE FLOSSMANN

Zahlreiche Anekdoten erzählen von der Bedeutung des Lachens in der jüdischen Tradition, auch Schnurren, Gleichnisse und Schelmengeschichten gibt es zuhauf. Aber was ist genau das „Jüdische“ am Humor? Mit diesem Phänomen hat sich auch Sigmund Freud auseinandergesetzt. Er beschreibt den Humor als „Lustgewinn durch ersparten Gefühlsaufwand“. Das Standardbeispiel für diesen Lustgewinn ist der Galgenhumor: Ein Delinquent wird an einem Montag in aller Frühe zum Galgen geführt. Er begrüßt

seinen Henker mit den Worten: „Die Woche fängt ja gut an.“ Freud kommentierte diesen Witz: „Der Humor ist ein Mittel, um die Lust trotz der sie störenden peinlichen Affekte zu gewinnen; er setzt sich an die Stelle derselben. An die Stelle der Todesangst setzt der arme Mann, der demnächst hingerichtet wird, einen humoristischen Triumph“.

Die Außenwirkung des Galgenhumors liegt aber nicht nur in der Selbstbetrachtung – nämlich indem man selbst sein eigenes Publikum ist und



Einfach kompliziert: In der israelischen Miniserie „Shtisel“ über eine charedische Familie durchlebt diese alle tragikomischen Höhen und Tiefen des orthodoxen Alltags.

„trotzdem lacht“. Wesentlich ist dabei auch, um beim Beispiel zu bleiben, dem Henker ein Lächeln zu entlocken. Es ist sicher kein Zufall, dass Freud bei seiner Auseinandersetzung mit dem Wesen des Humors in erster Linie auf jüdische Witze zurückgriff. Nicht nur, weil er selbst ein Jude war. Er würzte auch gern seine eigenen Vorträge und Publikationen mit Anekdoten, Witzen, fröhlichen Zitaten und sarkastischen Bemerkungen.

Meschugge statt verrückt

Von mehreren seiner Biografen wird eine Anekdote kolportiert, bei der Freud selbst durch Galgenhumor glänzte. Bevor er Wien verlassen durfte, musste er eine Erklärung unterschreiben, von den Nazis korrekt behandelt worden zu sein. Freud ergänzte die Erklärung mit dem Zusatz: „Ich kann die Gestapo jedermann auf das Beste empfehlen.“ Freuds Lieblingschüler, der Psychiater Theodor Reik, bemerkte in seiner Analyse des Humors unter dem Titel *Lust und Leid im Witz. Sechs psychoanalytische Studien*: „Jahwe hat es dem Juden unserer Zeit verwehrt, sich in Klagen auszusprechen, die ihm die Umwelt gewinnen könnten. Indem er ihn aber witzig sein ließ, gab ihm sein Gott zu sagen, was er leide.“

Im Judentum, so Reik, ist der Witz der freche, kleine Bruder der Theologie. Die österreich-amerikanische Psychoanalytikerin Erika Freeman war wiederum die Liebblingsschülerin von Theodor Reik. Bei ihrem letzten Wienbesuch im September dieses Jahres führte sie ein „Philosophisches Gespräch“ mit dem iranisch-österreichischen Kabarettisten Michael Niavarani, in dem sie meinte: „Man muss ein bisschen meschugge sein, um nicht ganz verrückt zu werden.“

Angesichts des besorgniserregenden Rechtsrucks, der sich in Europa und leider auch in Österreich ausbreitet, erhebt sich in Sachen Humor eine weitere Frage: Da jüdischer Witz immer als Waffe der Wehrlosen galt, ist es demnach immer noch die heiligste Pflicht der Gagschreiber von Film und Fernsehen, an Tabus zu rühren? Ja, meint Sasha Baron Cohen, bekannt für seine Kunstfigur Borat und die Fernsehserie *The Spy*.

Verteidigung der Menschlichkeit

Seine Spezialität es ist, Tabus zu brechen. Mithilfe von Spott, Respektlosigkeit, schwarzem Humor und bisiger Kritik an Politik und Gesellschaft. Der britische Comedystar gewann für sein *Borat*-Sequel den Golden Globe als bester Schauspieler in einer Ko-

mödie und bestätigte mit seinem Film auch Theodor Reiks These, wonach im jüdischen Witz immer auch der Gegner, also der Antisemit, mit hineingezogen werde. Dementsprechend betonte Cohen in seiner Dankesrede, dass der Film „ohne Donald Trumps persönlichen Anwalt“ nicht möglich gewesen wäre. Cohen beschrieb den Anwalt als „ein frisches neues Talent, das aus dem Nichts kam und sich als Comedy-Genie herausstellte. Ich spreche natürlich von Rudy Giuliani.“

In seinem Film hatte er den einstigen New Yorker Bürgermeister nach Strich und Faden verarscht (man verzeihe den Ausdruck „Nach Strich und Faden“...). Sascha Baron Cohen ist damit heute wohl der typischste Vertreter des jüdischen Humors, der fast immer eine Verteidigung der Menschlichkeit gegen jede Ideologie, Gewalt und engstirnige Gesetzlichkeit darstellt. Ohne seinen tragischen Hintergrund ist der jüdische Witz kaum zu verstehen. Kein Wunder, dass er im Film immer schon eine Sonderstellung einnahm. Man denke dabei aber nicht nur an Max Linder, Max Ophüls, Mel Brooks, Danny Kaye, Woody Allen oder Dani Levy – um nur einige zu nennen.

Auch der Filmmacher Quentin Tarantino hat sich auf dem Gebiet des

Galgenhumors versucht. Tarantino ist zwar selbst kein Jude, ist aber mit einer Israelin verheiratet und verbringt im Land seiner Frau den Großteil seiner Zeit. „Mir geht es darum, den Menschen des 21. Jahrhunderts die Chance zu geben, sich mit den Helden der Vergangenheit zu verbünden und ihnen damit eine gemeinsame Katharsis zu ermöglichen. Und da spreche ich nicht nur von den Juden“. Mit diesen Worten verteidigte der amerikanische Filmemacher seinen 2009 entstandenen, sehr erfolgreichen, aber nach wie vor umstrittenen Film *Inglourious Basterds*.

Provoziertes Gelächter

Umstritten war und ist der Film in erster Linie deshalb, weil Tarantino in seiner Auseinandersetzung mit dem Nazi-Faschismus und dem Holocaust die Täter-Opfer-Rollen ganz einfach vertauschte und die „bösen Nazis“ dem kollektiven Gelächter des Publikums aussetzte. Aber fällt das noch unter „Galgenhumor“ im Sinne eines jüdischen Witzes? Ob Tarantino damit die herbeigeredete „gemeinsame Kathar-

sis“ auslöste, darf bezweifelt werden, aber zumindest schaffte er eine oberflächliche Katharsis – sprich: eine pekuniäre Erlösung und Schuldenreinigung – der Produzenten des Films: Die „Inglourious Basterds“ spielten an den Kinokassen weltweit ein Vielfaches der Produktionskosten ein. Man kann nun argumentieren, dass Tarantino mit dem provozierten Gelächter das „Böse“ auf diese Weise „banalisierte“.

Nach Meinung kluger (?) Leute soll der jüdische Witz heute nur noch eine historische Erscheinung sein. Die Gründung des Staates Israel, so wird vielfach argumentiert, habe zum Ende des jüdischen Witzes geführt.

Denn wer die Macht habe, bedürfe seiner nicht mehr. Diese Ansicht ist mehr als fragwürdig und anfechtbar. Schließlich hat Israel bis heute seine Humoristen und Satiriker – und eine Reihe von oft kopierten und selten bis gar nicht erreichten Fernsehformaten. Immer häufiger nehmen auch große Streaminganbieter israelische TV-Produktionen ins Programm. Mit dem Ergebnis: Sie zeugen von der Überlebenskraft des jüdischen Humors und

haben absolutes Suchtpotenzial – wie etwa *Shtisel*. Jüngstes Beispiel für den Versuch eines Remakes einer jüdischen Serie ist die ORF-Produktion *Familiensache*. Die zehn 45-minütigen Folgen basieren auf dem israelischen Erfolgsformat *La Famiglia*. Die urkomische israelische Komödie erzählt vom Leben einer ganz normalen Vorstadtfamilie, in deren Umfeld und Freundeskreis sich immer mehr Paare scheiden lassen. Das Paar hätte zwar viele Gründe, ganz einfach glücklich zu sein, aber noch mehr Gründe, eine Therapie zu machen: Sorgen mit aufmüpfigen Kindern, seltener werdende Höhepunkte im Sexualleben, seine beste Freundin, ihre Beschwerden und – natürlich! – seine Mutter.

Die gemeinsamen Therapiesitzungen bilden die unterhaltsame Grundlage für die Szenen einer Durchschnittsehe. Jede Episode ist eine neue Sitzung, in der peinliche, bizarre und verrückte Momente angesprochen werden, wie sie wohl in (fast) jeder Familie vorkommen.



© UNIVERSAL PICTURES

Lustig oder nicht? Umstrittener „Galgenhumor“ in Quentin Tarantinos Blockbuster „Inglourious Basterds“.



»

Nach vielen Monaten der Verhandlungen und Bittstellungen erhält ein Talmudist aus Odessa endlich die Genehmigung nach Moskau zu reisen. Er steigt in den Zug und setzt sich in ein leeres Abteil. Bei der nächsten Station steigt ein junger Mann ein und setzt sich zu ihm. Der Talmudist sieht den jungen Mann an und beginnt zu überlegen: „Dieser Typ sieht nicht wie ein Bauer aus. Wenn er also kein Bauer ist, kommt er wohl aus diesem Distrikt. Wenn er aber aus diesem Distrikt ist, muss er ein Jude sein. Schließlich ist das ein jüdischer Distrikt. Andererseits, wenn er ein Jude ist – wohin fährt er? Ich bin sicher der einzige Jude im Distrikt, der eine Genehmigung hat nach Moskau zu fahren.“

Ah, einen Moment. Kurz vor Moskau gibt es ein kleines Städtel – Samvet und Juden benötigen keine spezielle Genehmigung, um nach Samvet zu fahren. Aber warum würde er nach Samvet fahren? Er wird sicher einer der dortigen jüdischen Familien besuchen. Aber wie viele jüdische Familien gibt es in Samvet? Ah, eigentlich nur zwei: die Bernsteins und die Steinbergs. Aber nachdem die Bernsteins eine grässliche Familie sind, kann ein so nett aussehender junger Mann nur die Steinbergs besuchen. Aber warum fährt er zu den Steinbergs nach Samvet?

Die Steinbergs haben nur Töchter, nämlich zwei, also vielleicht ist das einer ihrer Schwiegersöhne? Aber wenn er das ist, welche Tochter hat er geheiratet? Ich habe gehört, dass Sarah Steinberg einen netten Anwalt aus Budapest geheiratet hat, Esther hingegen einen Kaufmann aus Schytomyr – es muss also Sarahs Mann sein. Sein Name ist Alexander Kohen, wenn ich mich recht erinnere. Wenn er aber aus Budapest stammt, mit all dem Antisemitismus dort, muss er seinen Namen geändert haben. Was wäre der entsprechende Name für Kohen auf ungarisch? Das ist Kovacs. Aber wenn sie ihm erlaubt haben den Namen zu ändern, muss er schon einen besonderen Status gehabt haben. Was könnte das gewesen sein? Es muss ein Doktorat einer Universität gewesen sein. Nichts weniger würde reichen.

Jetzt steht der Talmudist auf, wendet sich an den jungen Mann und sagt: „Entschuldigen Sie! Stört es Sie, wenn ich das Fenster öffne, Herr Dr. Kovacs?“ – „Ganz und gar nicht“ antwortet der Mitreisende einigermaßen perplex. „Aber woher kennen Sie meinen Namen?“ – „Ah“, antwortet der Talmudist, „das war offensichtlich!“

»

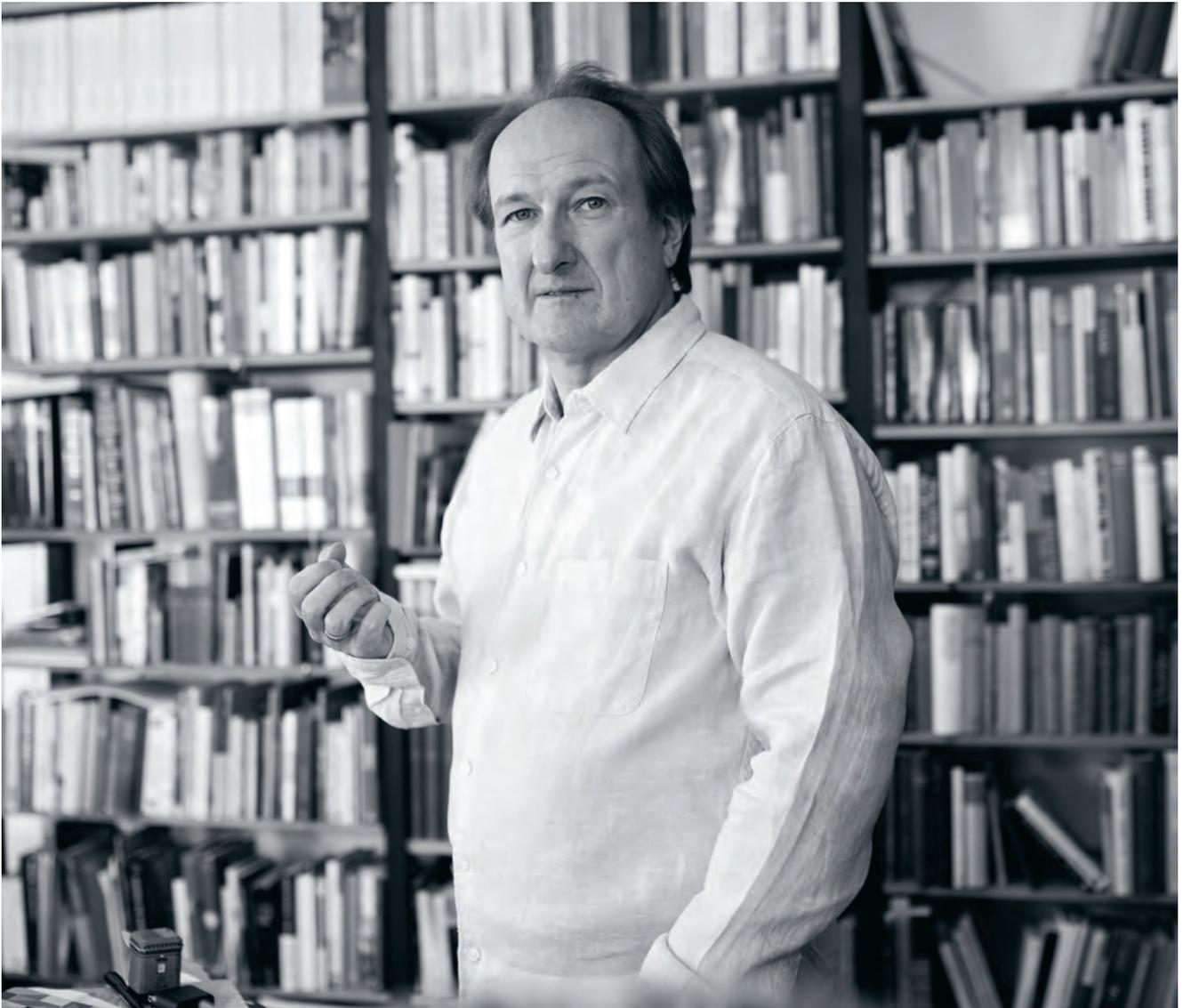
Dem berühmten Rebbe Elimejlech von Lezensk erscheint eines Nachts im Traum ein Engel und sagt ihm, dass er ein besonders gerechter und heiliger Mensch sei und daher einen besonderen Segen erhalten würde. Er könne wahlweise große Weisheit erlangen oder großen Reichtum. Am nächsten Morgen informiert der Rebbe seine Chassidim von dieser Begebenheit und darüber, dass seine Entscheidung selbstverständlich war, große Weisheit zu erlangen. Er zieht sich in sein Zimmer zur Meditation zurück und möchte bis auf Weiteres durch nichts nicht gestört werden. Es vergehen ein Tag, drei Tage, eine Woche – endlich kommt der Rebbe aus seinem Zimmer, seine Chassidim bestürmen ihn sofort mit Fragen, welche Einsichten er durch seine unendliche Weisheit jetzt gewonnen hätte. Woraufhin der Rebbe sagt: „Ich hätte den Reichtum wählen sollen.“



»

Ein Mann fragt den Rabbiner, was man Leuten zu essen geben soll, die an Corona erkrankt sind. Der Rabbiner antwortet prompt: „Mazza natürlich.“ – „Oh“, wundert sich der Mann, „und das hilft?“ – „Nein“, sagt der Rabbiner, „aber sie passt gut unter der Tür durch.“

„Der jüdische Witz ist angstlos“



© FRANZI KREIS

„Die jüdische Religion ist eine Religion des Verzeihens“, so Markus Kupferblum, „und so können wir vielleicht eher über unsere Fehlbarkeit lachen.“

Der Wiener Theatermensch Markus Kupferblum ist Experte für die Commedia dell'arte und bekannt für multidisziplinäre Regiearbeiten aus Oper, Zirkus, Theater und Film. Für ihn ist das Alleinstellungsmerkmal des jüdischen Humors die Angstfreiheit.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

NU: Als Regisseur, aber auch durch Ihre intensive Beschäftigung mit der Commedia dell'arte, sind Sie in ständiger Berührung mit Humor. Gibt es den typisch jüdischen Humor?

Kupferblum: Der jüdische Humor ist davon geprägt, dass es keine unfehlbare Autorität gibt im Judentum. Wir sind es gewohnt, Fragen zu stellen. Eine echte Autorität manifestiert sich erst über die Qualität der Antworten, aber so etwas wie einen unfehlbaren Papst haben wir nicht. Und diese Lust am In-Frage-Stellen, das auch Gewohnheit ist, bildet die geistige Exi-

stenzgrundlage des jüdischen Kabarettets. Das politische jüdische Kabarett kennt keine Angst vor der Obrigkeit.

Das heißt, diese Abwesenheit von Hierarchie ist ...

... einfach eine Art von positiver Respektlosigkeit. Es geht um Angstlosigkeit. Dabei handelt es sich um Abwesenheit von Angst und nicht um die Überwindung von Angst. Das ist die Welthaltung der Juden. Daraus entsteht das In-Frage-Stellen. Nicht: „Es ist so, das war schon immer so, das kann man nichts machen.“ Sondern:



© FRANZI KREIS

Sich über die eigenen Schwächen und Verletzungen lustig machen zu können, dazu gehören Mut und Großzügigkeit.

„Warum ist das so, muss das so sein, wie geht es besser?“ Das prägt das jüdische Denken, die Wissenschaft und eben auch den jüdischen Humor.

Hat das jüdische Verständnis von Gott etwas mit dem jüdischen Humor zu tun?

Nicht unbedingt. Eher das jüdische Verständnis vom Menschen, dass wir alle fehlbar sind und nur allzu oft gegen eines der zahlreichen Gesetze verstoßen. Aber die jüdische Religion ist eine Religion des Verzeihens, und so können wir vielleicht eher über unsere Fehlbarkeit lachen. Und jedes Jahr wird zu Jom Kippur eine neue Seite aufgeschlagen.

Bei jüdischem Kabarett denke ich vor allem an die Generation von Karl Farkas, Hugo Wiener, Ernst Waldbrunn oder Georg Kreisler. Sie sind nach 1945 zurückgekommen und haben Erfolge gefeiert. Dieselben Leute, die sie zur Flucht zwangen, haben nun über die Witze der Kabarettisten gelacht. Wie erklären Sie sich das?

Für diese großen Künstler war ihre Sprache Heimat. Es waren, wie man

heute sagen würde, Ur-Wiener. Die konnten woanders gar nicht arbeiten. Und ihre grauenhaften Erfahrungen haben ihnen eine unglaubliche Weisheit und auch Widersprüchlichkeit im Humor gegeben. Ich kann gut nachvollziehen, dass sie bei der ersten Gelegenheit zurückkamen. Sie haben Wien ja geliebt. Wenn Sie das verstehen wollen, lege ich Ihnen meine persönliche Bundeshymne ans Herz. Sie stammt von Georg Kreisler und heißt „Ich fühl mich nicht zu Hause“. Und die Wiener im Publikum? Die waren damals ja noch die ersten Opfer...

Aber heute gibt es fast keine jüdischen Kabarettisten mehr; sie sind gewissermaßen ausgestorben. Das jüdische Kabarett ist Geschichte. Die heutigen Kabarettisten sind ganz anders. Es sind Stand-up-Comedians, das sind auch im positiven Sinne meistens „Gschichtl-Drucker“, die Pointen aus ihrem Alltag erzählen.

Das heißt?

Humor hat für mich nur dann einen richtigen Wert, wenn er eine existenzielle Wahrheit trifft. Und diese

Wahrheit muss man zuerst erkennen, vielleicht auch persönlich erleben; und man muss sie ansprechen, selbst wenn sie einem weh tut. Anders gesagt, man muss dorthin schießen, wo der Feind steht, und nicht, wo es bequem ist, hinzuschießen. Das machen die Juden – und zwar natürlich in erster Linie auch gegen sich selbst. Das ist unglaublich mutig und großzügig, wenn sich diese Leute zuerst über sich selbst lustig machen, über ihre eigenen Schwächen, Erfahrungen und Verletzungen. Und aufgrund ihrer Schmerzerfahrung bekommt das eine besondere, einzigartige und wertvolle Qualität. Erst dann lachen sie über andere.

Kann das nicht gefährlich sein? Schüren jüdische Witze nicht auch antisemitische Vorurteile wie beispielsweise das Klischee von der Geschäftstüchtigkeit der Juden?

Nein, das denke ich überhaupt nicht. Wenn mit einem Witzchen Vorurteile bekräftigt werden, ist das für mich vollkommen wertlos, bloß ein rassistisches Instrument. Komik kann viel mehr. Da

„Diese Lust am In-Frage-Stellen, das auch Gewohnheit ist, bildet die geistige Existenzgrundlage des jüdischen Kabarett. Das politische jüdische Kabarett kennt keine Angst vor der Obrigkeit.“

geht es um existenzielle, menschliche Wahrheiten. Wenn sich die Juden über sich selbst lustig machen, dann entspricht das vielmehr einer tiefen, gelebten Wahrheit. Das kann ein Publikum schon unterscheiden. Dafür hat es ein untrügliches Sensorium.

Muss Humor immer mit einer existenziellen Wahrheit zu tun haben?

John Vorhaus, ein holländischer Humorforscher und Autor, sagt: Humor ist Wahrheit und Schmerz. Ich bin zwar mit dieser Formel nicht ganz einverstanden, aber wenn man dem folgt, dann erkennen die Juden die Wahrheit und haben sozusagen keine Angst, ihren Schmerz zu artikulieren, auch wenn sie ihn sehr wohl empfinden. Georg Kreisler etwa, der einen schonungslosen Blick auf die Gesellschaft hatte, in der er lebte, litt auch wirklich mit und unter ihr. So wie Qualtinger, Bronner oder Wehle ja auch gelitten haben – wie alle anständigen Menschen unter Wien leiden. Und aus dieser Erfahrung des täglich empfundenen Schmerzes können sie mit ihrem Finger genau dorthin

zeigen, wo es tatsächlich weh tut. Es scheint eine jüdische Eigenschaft zu sein, genau das zu thematisieren.

Als Qualität, sich selbst auf die Schaufel zu nehmen?

Ja, genau. Das sind dann die Witze, die sich über religiöse Vorschriften lustig machen, über die Eitelkeit, rechthaberisch zu sein. Sich über sich selbst und über seinesgleichen lustig zu machen, gehört wohl zum Besten des jüdischen Humors. So wie mein Lieblingswitz, den ich Ihnen zum Abschluss gerne erzählen möchte: Kommt der Mojschele zum Rabbi und klagt: „Rabbi, ich bin untröstlich. Mein einziger Sohn ist geworden ein Goj. Was soll ich tun?“ Sagt der Rabbi: „Mojschele. Weißt du, vor kurzem ist mein einziger Sohn auch geworden ein Goj.“ – „Was? Was hast du gemacht?“ – „Da habe ich Gott gefragt: Was soll ich jetzt machen? Und Gott hat mir geantwortet: Was willst du, Rabbi, auch mein einziger Sohn ist geworden ein Goj. Da frag ich: Was hast du gemacht? Da antwortet mir Gott: Was hät’ ich machen sollen, hab ich geschrieben ein

neues Testament.“ Diesen Witz finde ich sehr lustig, weil die Wahrheit drinnen steckt, dass niemand vor einer Katastrophe gefeit ist – und in unserer menschlichen Phantasie nicht einmal Gott selbst.



© MEINPfad HOFFER

Für Markus Kupferblum hat Humor dann den richtigen Wert, wenn er eine existenzielle Wahrheit trifft.



» Heute war ich in der Bank zum Geld abheben. Da kamen drei maskierte Leute rein. Zum Glück war es nur ein Überfall ... Ich dachte schon, es hätte etwas mit Corona zu tun.

„An allem sind die Juden schuld“



Bis 1938 haben Künstler wie Fritz Grünbaum (hier in einer Aufnahme von 1925) den jüdischen Humor den Wienerinnen und Wienern nähergebracht.

In der jüdischen Tradition sind Humor und Lachen fest verankert. Allerdings wird ein Witz nicht allein um des Witzes wegen verwendet, er bietet Anlass zum Nachdenken und endet meist in Weisheit.

VON DANIELLE SPERA

Auch in größter Bedrängnis Stolz und Selbstsicherheit zu bewahren wurde zum Prinzip. Oder frei nach dem Komponisten und Textdichter Friedrich Hollaender, der in seinem satirischen Chanson aus dem Jahr 1931 das antisemitische Feindbild ad absurdum führte: „An allem sind die Juden schuld, ob es regnet, ob es hagelt, ob es blitzt oder schneit, der Schnee weiß ist, oder das Feuer heiß, ... an allem sind die Juden schuld.“

Wien kann auf ein besonders breites Spektrum der Unterhaltungskultur

zurückblicken, von der wir heute (in Europa) nur noch einen geringen Abglanz erleben können. Aus der religiös geprägten Welt des osteuropäischen Shtetls kam der jüdische Humor nach Wien und Berlin, wo er zu seiner vollen Blüte gelangte. Selbst in den Konzentrationslagern gab es Kabarettbühnen: Das Lachen wurde zum psychologischen Korrektiv, durch das vielleicht emotionaler Abstand zum Grauen der Schoah entstehen konnte.

Im Exil fanden einige der Größen des jüdischen Humors neue Betätigung, andere verloren jedoch fern ihrer Heimat ihre schöpferische Kraft. In den USA und Israel entstand eine spezielle Gattung des jüdischen Humors, die das jüdische Lebensgefühl neu interpretierte. Woody Allen und Ephraim Kishon – dessen großartige Übersetzungen seiner Werke ins Deutsche wir Friedrich Torberg (1908–1979) verdanken – seien hier pars pro toto genannt.

Bis 1938 haben Künstler wie Fritz Grünbaum (1880–1941), Armin Berg (1883–1956) oder Hermann Leopoldi (1888–1959) den jüdischen Humor den Wienerinnen und Wienern nähergebracht. Fritz Grünbaum, der populäre Kabarettist, Operetten- und Schlagerautor, der auch viele Revuen entwickelte, wurde im Mai 1938 in das Konzentrationslager Dachau deportiert, wo er im Jänner 1941 an Tuberkulose starb. Bis zum Schluss vergaß er seinen Humor nicht. Als ihm ein KZ-Aufseher ein Stück Seife verweigerte, antwortete Grünbaum: „Wer für Seife kein Geld hat, soll sich kein KZ halten.“ Fritz Grünbaum war auch ein bedeutender Kunstsammler. Seine Wohnung im Haus des Kabarett Simpl wurde „arisiert“, seine Kunstsammlung auf ungeklärte Weise verkauft. Das Restitutionsverfahren zieht sich bis in unsere Tage.

Der Kabarettist Armin Berg war jahrelang im Ensemble des Budapester Orpheums in Wien tätig, wirkte in Filmen wie *Die Stadt ohne Juden* mit (Verfilmung des Romans von Hugo

Bettauer), komponierte viele bekannte Couplets wie *Der Überzieher* oder *Was braucht denn der Wiener, um glücklich zu sein* und flüchtete 1938 in die USA, wo als Komiker auftrat. Armin Berg kehrte 1949 nach Wien zurück, wurde aber nirgends engagiert und pendelte von da an zwischen Wien und New York. Beerdigt wurde er am Zentralfriedhof in Wien.

Hermann Leopoldi (1888–1959) war einer der populärsten Kabarettisten und Komponisten. 1938 wurde er nach Dachau und danach nach Buchenwald deportiert. Seine Frau Helly Möslein erkämpfte seine Freilassung und ermöglichte eine Ausreise in die USA. 1947 kehrten sie nach Österreich zurück und bauten die Kabarettszene neu auf, wie auch Karl Farkas (1893–1971), der nach New York flüchtete und ab 1950 das Kabarett Simpl wiederaufleben ließ, das auch durch die Aufzeichnungen im österreichischen Fernsehen große Erfolge feierte. Mit Hugo Wiener führte er das Simpl bis zu seinem Tod.

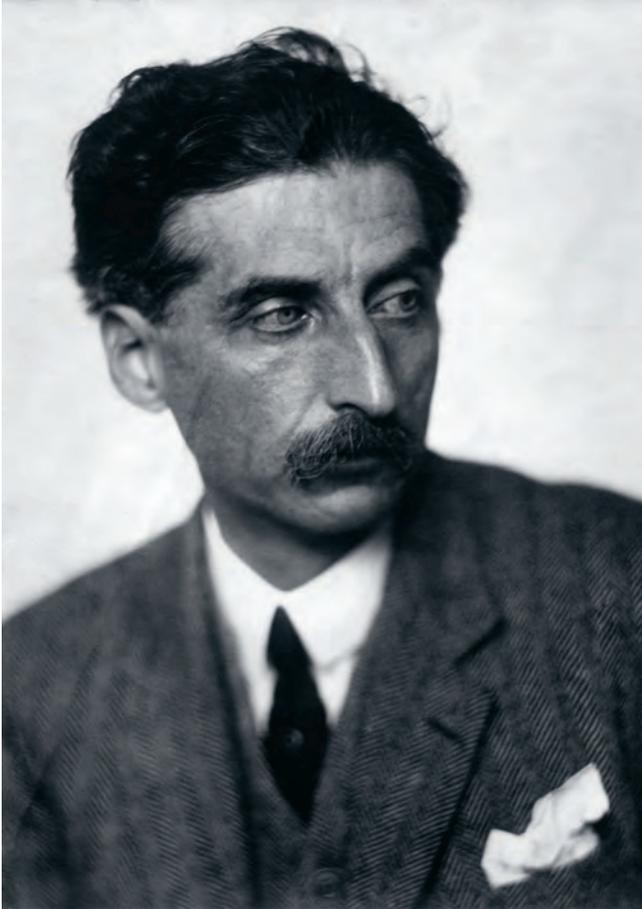
Der Chansonnier, Komponist und Dichter Georg Kreisler (1922–2011) begeisterte durch seinen schwarzen Humor. Gerhard Bronner (1922–2007), Autor, Musiker und Kabarettist, konnte nach Palästina flüchten. 1955 übernahm er in Wien die Marietta-Bar (das spätere Kabarett Fledermaus) und dann das Theater am Kärntner Tor. Bronner erarbeitete zahlreiche Radio- und Fernsehsendungen. Sein Sohn Oscar ist Gründer des Nachrichtenmagazins *profil* und der Tageszeitung *Der Standard*.

»

Die WHO weist darauf hin, dass die Rückkehr zur Normalität nur für diejenigen möglich ist, die vorher schon normal waren. Es handelt sich hier um eine Pandemie und kein Wunder!

Der gute Gott wird geben

© BILDARCHIV PISAREK / AKG-IMAGES / PICTUREDESK.COM



Der Schriftsteller Oskar Rosenfeld gilt als einer der Wegbereiter jiddischen Theaters mit literarischem Anspruch in Wien.

© GREEN-FILM / MARY EVANS / PICTUREDESK.COM



Auch Stars wie Molly Picon traten mitunter in der „Jüdischen Bühne“ auf – ein großes Vergnügen für Publikum und Kritik.

Nachdem sich 1901 eine erste jiddische Bühne im zweiten Wiener Bezirk etabliert hatte, kamen auch jiddische Ensembles nach Wien. Ihre Geschichte ist von Höhen, aber auch vielen Tiefen gekennzeichnet.

VON MARCUS G. PATKA

Ab Mitte der 1870er Jahre kamen jiddische Volkssänger nach Wien und traten in kleinen Lokalen auf, nach ihrem Urvater Berl Broder wurden sie „Broder Singer“ genannt. Zumeist mussten sie nur ihre Jacken umdrehen und standen schon im Kostüm auf einer improvisierten Bühne. Oft standen sie nur auf einem Sessel. Beliebt war auch die Darbietungsform im musikalisch-mimischen Duett: Einer sang und spielte dazu ein Instrument, der andere erzählte die gleiche Geschichte nur durch Mimik und Gestik.

Die ersten jiddischen Ensembles, die nach Wien kamen, hatten nur wenig Erfolg, weil das Wiener Publikum ihre Sprache nicht verstand oder, wie in der jüdisch-assimilierten Gesell-

schaftsschicht nicht selten, ablehnte. Doch bereits 1901 etablierte sich eine erste jiddische Bühne im „Leopoldstädter Orpheum“ in der Rotensterngasse 7a, die von Direktor Moritz Edelhofer nur mit einer Singspielkonzession geführt wurde. Die Akteure waren zumeist Wandertheater aus Polen, die Possen und Lieder zum Besten gaben, die mitunter überaus zeitkritisch sein konnten.

So erinnerte sich Felix Salten: „In der Roten Sternengasse gibt es ein kleines Wirtshaus, das sich Edelhofers Volksorpeum nannte (...) Dort also produzierten sich täglich ostjüdische Volkssänger. Darunter eine Frau von absoluter Genialität. Sie trug nie Frauenkleider, sondern das Kostüm eines

Durch den inzwischen eingetretenen Zustrom osteuropäischer Juden nach Wien hatte sich hier auch ein dankbares Publikum entwickelt. Felix Salten wusste davon eine treffliche Anekdote zu erzählen.

Bochers: Seidenen Kaftan, Kniehosen, weiße Strümpfe, Pajes und das schwarze Käppchen. Sie sang ein Couplet, das den Refrain hatte: ‚Der gute Gott wird geben, wir wer’n das auch erleben!‘ Sie sang eine Strophe, die den Freispruch des Alfred Dreyfus prophezeite. Und sie hatte eine Strophe, die dem antisemitischen Bürgermeister tödliche Krankheit und Erblinden weissagte. Sie sang den Refrain: ‚Der gute Gott wird geben, wir wer’n das auch erleben!‘ Sie klatschte dazu in die Hände, und der Saal erdröhte vor Beifall Abend für Abend.“

Heiteres und Ernstes

Durch den inzwischen eingetretenen Zustrom osteuropäischer Juden nach Wien hatte sich hier auch ein dankbares Publikum entwickelt, „Edelhofers Orpheum“ wurde zur Anlaufstelle für alle eingewanderten und durchziehenden Bühnenkünstler. Das Publikum hingegen war ein durchaus gemischtes, Felix Salten wusste davon eine treffliche Anekdote zu erzählen:

„Arier und Semiten, Christen und Juden bildeten zu gleichen Teilen das Publikum, ja es gab Abende, an denen die Christen weitaus die Mehrheit waren. (...) Als ich einmal zu dem kleinen Orchester hinging, um mich zu erkundigen, wo man diese Lieder kaufen könne, ergab es sich, daß der Kapellmeister ein rassenreiner Arier und musikkritischer Mitarbeiter an einer wütenden Antisemitenzeitung war. Er sprach mich, beinahe herzlich, ‚Herr Kollege‘ an. Wie seltsam war diese Wienerstadt, wo feindliche Gesinnungen so friedlich sich miteinander mengten, wo kein Mensch politische Programme wichtig zu nehmen schien, wo die Gegner ebenso bereit waren einander zu umarmen, wie einander die Schädel einzuschlagen.“ 1908 mietete Maurice Siegler, der mit

seiner Frau Erna auch in „Edelhofers Volksorpheum“ aufgetreten war, den Saal des „Hotel Stefanie“ in der Taborstraße 12 und etablierte hier „Die Jüdische Bühne“, die sich als Keimzelle für das jiddische Theater der Folgejahre in Wien entwickelte. In der Zwischenkriegszeit gab es auch eine Kooperation mit der „Rolandbühne“ in der Praterstraße 25. Hier wurden leichte Unterhaltungstücke, Singspiele und Melodramen, mitunter sogar populäre jiddische Operetten geboten, die den Besucher aus einer grauen Alltags- in eine heile biblische oder amerikanische Welt entführten.

Dazu gehörten heitere Werke von Abraham Goldfaden, dem Urvater der jiddischen Dramatik, und ernste Stücke von Schalom Asch und Jacob Gordins. Mitunter konnten auch Bühnenstars wie Jacob Kalich und Molly Picon begrüßt werden, was den Kritiker Otto Abeles begeisterte: „Ostjüdische Literaten sind in den letzten Jahren gegen die jüdische Posse, das jüdische Singspiel, die jüdische Operette empört ins Feld gezogen. Ein Mißverständnis! Posse, Singspiel, Operette sind zu pflegen, sofern sie jüdisch-eigenartig sind.“ Um vordergründig mit der Zeit zu gehen, wurde 1928 die Inszenierung der biblischen Operette *Josef in Ägypten* mit einer Nackttänzerin ausgestattet, was das Publikum aber gar nicht goutierte. Bis 1938 fungierte „Die Jüdische Bühne“ als Anlaufstelle für Wiener jiddische Schauspieler ohne Engagement und als Auftrittsort für osteuropäische Ensembles.

Bereits um 1908 hatte es erste Versuche gegeben, auch jiddisches Theater mit literarischem Anspruch in Wien zu etablieren. Die Protagonisten dieser Initiative, die ihren Spielort im „Intimen Theater“ in der Praterstraße 34 fand und Episode blieb, waren Sieg-

fried Schmitz, Egon Brecher, Hugo Zuckermann, Leo Goldhammer, Oskar Rosenfeld und Max Gold. Im Mai 1919 etablierte sich die „Freie Jüdische Volksbühne“. Ihr Anliegen war es, den modernen jiddischen Dramen eine Aufführungsstätte zu schaffen und den Anschluss an aktuelle Theaterbestrebungen und Dichter zu finden. Hier kamen Dramatiker aus der Generation nach Abraham Goldfaden und Jacob Gordin zur Geltung: Leon Kobrin, Isaac Leib Perez, Scholem Alejchem, Schalom Asch, David Pinski, H. Leiwick, Ossip Dymow, Peretz Hirschbein. Die Dramen thematisierten die Probleme der jüdischen Bevölkerung wie Pogrome, den Zerfall der Familien durch die Aufgabe der orthodoxen Tradition, die allgegenwärtige Armut oder die Hindernisse bei der Auswanderung nach Amerika. Die Schwierigkeit dieses Unterfangens zeigt der Umstand, dass das als Verein organisierte Ensemble über keine feste Spielstätte verfügte.

Amerikanische Lebensbilder

Doch zurück zu den Lachbühnen: Das „Jüdische Künstlerkabarett“ wurde im Herbst 1925 in der Praterstraße 60 unter der Leitung des Komikers Max Streng eröffnet. Doch genau genommen war es kein Kabarett, sondern es platzierte Lebensbilder aus dem amerikanischen Einwanderermilieu sowie Dramen und Operetten auf dem Spielplan. Im Herbst 1928 wurde das Ensemble von Leopold Jungwirth übernommen und als „Neues Jüdisches Theater“ weitergeführt, das dem Singspiel- und Operettengenre treu blieb.

Im Oktober 1927 wurden die „Jüdischen Künstlerspiele“ im „Theater Reklame“ in der Praterstraße 34 eröffnet. Auch hier wurden Operetten, Singspiele und Revuen präsentiert, zudem einige ernste Stücke. Aufgrund dieser



In den frühen 1930er Jahren war der aus Deutschland geflüchtete Leo Reuss gern gesehener Darsteller. 1936 sollte er mit seiner Brandhofer-Realsatire für Aufsehen sorgen.

Bandbreite konnte sich das Ensemble bis in den März 1938 halten. Vor allem in den 1930er Jahren war mehrfach die „Wilnaer Truppe“ zu Gast, die humorvolle Stücke wie *Herschel Ostropoler* von Mosche Liwschitz, *Die Mühle* von David Bergelson oder *Der grosse Gewinnst* von Scholem Alejchem inszenierte. In den Jahren bis zum „Anschluss“ wurden auch einige zionistische Revuen von Abisch Meisels aufgeführt, die immer gut besucht waren. Zu den Mitwirkenden dieser Jahre gehörte auch der aus Deutschland geflüchtete Schauspieler Leo Reuss, der 1936 eine Realsatire von einzigartiger Genialität gegen den Rassenwahn vollbrachte.

Er gab sich als Tiroler Bauer und schauspielerisches „Naturtalent“ mit Namen Kaspar Brandhofer aus. Hierfür hatte er monatelang am Bauernhof gelebt, seine komplette Mimik, Gestik sowie natürlich sein Aussehen verändert: Alle zehn Tage musste er ein

unangenehmes Bad in verdünntem Wasserstoff nehmen, um sogar seine schwarze Körperbehaarung erblonden zu lassen. Über die Empfehlung von Max Reinhardt erhielt er von Ernst Lothar eine Rolle in Schnitzlers *Fräulein Else*. Sowohl die Reichspost als auch nationalsozialistische Zeitungen bejubelten die vermeintliche Inkarnation ihrer Theoreme. Zur Tarnung trug Reuss/Brandhofer auf der Straße immer eine NS-Zeitung unter dem Arm, doch da er immer wieder von Kollegen erkannt wurde, brach er unter dem Druck zusammen und der Schwindel flog auf. Danach entkam er nach Amerika und wirkte noch in zahlreichen Hollywood-Filmen mit (siehe auch *NU* 2/2020).

Kurze Zeitspanne

Der einzige Versuch, jiddisches Theater in deutscher Sprache dauerhaft auf die Bühne zu bringen, glückte dem „Jüdischen Kulturtheater“, wenn

auch nur in der kurzen Zeitspanne zwischen 1935 und 1938. Zu den Mitwirkenden gehörte auch Oscar Teller, mehrheitlich setzte sich das Ensemble aus Flüchtlingen aus Deutschland zusammen. In der Tradition der „Freien Jüdischen Volksbühne“ stehend, wurden jiddische Klassiker von Scholem Alejchem, Ossip Dymow und Isaac Leib Perez auf die Bühne gebracht. Neben den geschilderten Theatergruppen gab es noch einige kleinere jüdische Theatervereine, die sich nach einer gewissen Zeit wieder auflösten. Mitte der zwanziger Jahre sorgten Gastspiele von Truppen aus New York, Budapest und die hebräischsprachige „Habima“ aus Moskau, das „Moskauer Jüdisch-akademische Künstlertheater“, für Aufsehen. Im Gegensatz zu Berlin konnte jiddisches Theater in Wien auch noch nach 1933 dargeboten werden, wobei es allerdings in großer Gefahr war, Ziel eines rabiaten Antisemitismus zu werden.

Aus Alt mach Neu



Kurzzeitige Rückkehr zu den Wurzeln als Stand-up-Comedian: US-Regisseur Judd Apatow in „The Return“.

Judd Apatow hat als Autor, Regisseur und Produzent den jüdischen Humor der US-Filmkomödie vom Staub des vorigen Jahrhunderts befreit – und ihm zu einer neuen Selbstverständlichkeit verholfen.

VON MICHAEL PEKLER

Als Judd Apatow im Dezember 2017 nach mehr als zwanzig Jahren im Filmgeschäft auf die Bühne zurückkehrte, war die Erwartungshaltung entsprechend hoch. Es war ein Abend im renommierten Place des Arts in Montréal, die Show mit dem Titel *The Return* wurde von Netflix produziert – sie ist dort nach wie vor zu sehen –, und das Publikum erfreute sich an einer satirisch aufbereiteten Autobiografie, einer gehörigen Portion Selbstironie und politischen Witzen über einen Rechtspopulisten als Präsident im eigenen Land.

Zwischendurch zeigte Apatow Fotos von sich mit diversen Prominenten, die ihn allesamt nicht besonders gut aussehen ließen: von Paul McCartney, der sich als Apatow-Fan outet, ihm aber seine persönliche

Email-Adresse nicht geben will, bis Barack Obama, den Apatow für einen Schnappschuss unbedingt zum Lachen bringen möchte – was ihm natürlich nicht gelingt. Stattdessen sieht man ein Foto, auf dem sich Apatow selbst über einen Witz Obamas zerkrugelt, während sich seine Frau, die Schauspielerin Leslie Mann, strahlend an des Ex-Präsidenten Schulter schmiegt. Nach zwanzig Jahren ist also klar: Apatow hat es geschafft, der ehemalige Stand-up-Underdog ist im Establishment angekommen.

Zoten am Fließband

Ersichtlich war an diesem Abend aber auch, dass die Kunstfigur, mit der Apatow auf die Bühne zurückkehrte, direkt einer seiner Erfolgskomödien entsprungen sein könnte. Es ist eine

Figur, die den verschurbelten jüdischen Loser, wie Woody Allen ihn über Jahrzehnte hinweg prägte, regelrecht vorführt und dorthin zurückverweist, woher er kommt – ins vergangene Jahrhundert. Denn tatsächlich ist die US-amerikanische Filmkomödie längst nicht mehr vorstellbar ohne den gebürtigen New Yorker Apatow, der als Autor, Regisseur und Produzent – oft in Personalunion – das Genre mit Filmen wie *Jungfrau (40)*, *männlich, sucht (The-40-Year-Old Virgin, 2005)* oder *Beim ersten Mal (Knocked Up, 2007)* nachhaltig prägte. Und der mit seinen Filmen ein völlig neues Bild von Jewishness etablierte, das sich nicht an einem intellektuellen Minderheitenpublikum orientiert, sondern für den breiten Mainstream zugänglich ist.

Das wiederum war nur möglich, indem Apatow Ende der neunziger Jahre ein gleichgesinntes, zunächst rein männliches Starensemble um sich scharte und dieses in seiner mittlerweile legendären „Apatow Factory“ versammelte. Es war eine aus Seth Roggen, Jason Segal, Paul Rudd und Jonah Hill bestehende Stammformation, „Jewish schlubby comedy stars“, wie Apatow sie bezeichnet, erweitert durch freundschaftliche Kooperationen mit jüdischen Schauspielern wie James Franco und Adam Sandler (der in der von Apatow geschriebenen Mossad-Frisör-Komödie *You Don't Mess With the Zohan* die jüdische Filmkomik auf die anarchische Spitze treibt).

Entstanden ist im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von Filmen, die jede(r) irgendwie kennt und von denen man sich zwar hauptsächlich einzelne Gags und zotige Witze gemerkt hat, deren Markennamen allerdings – oder gerade deshalb – unverwechselbar geworden sind („From the guys who brought you *The 40-Year-Old Virgin* and *Superbad!*“, oder hierzulande „Von dem Macher von *Brautalarm*“). Es sind Filme, die nicht auf den elitären Filmfestivals reüssieren, sondern typische Hollywoodgeschichten, vor allem die romantische Komödie, gegen den Strich bürsten. „Apatow-Filme sind dezidiert *middle-brow*“, beschreibt sie der Filmwissenschaftler Daniel Eschkötter, „amerikanische Mittelklasse in mittlerer Einstellungslänge, meist mittlerer Brennweite und Einstellungsgröße; mit einer moderaten Anzahl an Körperkomödien- und *Gross-out*-Szenen, moderierend zwischen Massengeschmack und popkulturellen Expertisen.“ Soll heißen: Komödien aus dem Hause Apatow schaden höchstens dem guten Geschmack von Menschen, die meinen, zu höherem Filmgenuss berufen zu sein.

Nacktes Glück

Apatow-Filme sind solche aus dem täglichen Leben. In der typischen Konstellation, für die Apatow berühmt wurde, finden sich ein paar weiße, jüdische Typen Mitte zwanzig, die nichts zu tun haben außer diversen Suchtmitteln zu frönen, diversen

männlichen Trieben nachzugeben und sich gegenüber dem weiblichen Geschlecht maßlos zu überschätzen. Sie haben tolle Ideen für Gelderwerb, indem sie, wie etwa in *Beim ersten Mal*, eine Website eröffnen, in der man die exakte Dauer von Nacktszenen in Hollywoodfilmen nachschlagen kann. Natürlich ist ihr Scheitern vorprogrammiert – wenn man es denn als Scheitern betrachtet, wenn jemand die Norm nicht erfüllt. Ist es etwa normal, dass man mit vierzig noch männliche Jungfrau ist? Für die Freunde von Andy (Steve Carrell) in *Jungfrau (40)*, *männlich, sucht* kann es das unmöglich sein, weshalb der biedere Verkäufer zu seinem Glück gezwungen wird. Doch die wahre Liebe kann – so viel Kinoglück muss auch bei Apatow sein – nur finden, wer an sie glaubt.

Selbstverständlich jüdisch

So wie sein weibliches Gegenstück Amy in *Dating Queen (Trainwreck, 2015)*, in dem Amy Schumer als Redakteurin eines Männermagazins das Leben als Dauerparty betrachtet, bis sie mit Hilfe eines prominenten, aber langweiligen Sportchirurgen, über den sie einen Artikel schreiben soll, ihre Bindungsängste überwindet. Natürlich nur, weil sie sich in ihn verliebt. Schumer, die wie Apatow ihre Karriere als Stand-up-Comedian begann und das Drehbuch schrieb, gehört seither zu den wichtigsten jüdischen Komödiendarstellerinnen Hollywoods. Er habe sich entschlossen, Komiker zu werden,



© UNIVERSAL PICTURES

Weil Frauen („Dating Queen“) nie unter sich bleiben, gibt es Judd-Apatow-Komödien.



Weil Männer („Jungfrau (40), männlich, sucht“) nie unter sich bleiben, gibt es Judd-Apatow-Komödien.

so Apatow in *The Return*, als sich seine Eltern scheiden ließen. Damals habe er ein Gedicht im Stil von Dr. Seuss geschrieben: „I spend my weeks at home, weekends at work. / I watched other people get paid for acting like jerks. / I can do that pretty well, too. In my opinion, I'm one funny Jew.“ Wenn also andere dafür Geld bekommen, dass sie sich wie Vollidioten benehmen, dann könne er das als komischer Jude mindestens so gut. Mehr Understatement geht nicht.

Dass Apatows Witze über die eigene Jewishness und die jüdische Religion mit voller Wucht ins Schwarze tref-

fen, hat aber natürlich einen anderen Grund: Er betrachtet sie bloß als einen Teil einer völlig konfuse Identität. Vor allem aber als selbstverständlich. Die Charaktere seiner Filme sind Jüdinnen und Juden – unter anderem. Sie halten es nicht so streng mit den Feiertagen, versäumen Bar-Mizwa-Feiern, machen sich über sich selbst lustig und sind politisch so liberal, dass man Bernie Sanders für einen Republikaner halten könnte. Also normal durchgeknallte Menschen, die überwiegend mit sich selbst beschäftigt sind. „We're pretty cool as a religion“, so Apatow. „We don't mind if you draw

our God. You can draw us. And we shouldn't want you to draw us, because any accurate drawing of a Jewish person is inherently anti-Semitic. Like a perfect drawing of me is like Nazi propaganda.“

Wer so entspannt ist, der hat auch keine Rekrutierungsabsichten, sondern ganz anderes im Sinn. Weshalb dem Judentum auch der Ehrgeiz fehle, andere vom eigenen Glauben überzeugen zu wollen: „If we want more Jews, we will fuck each other and make a Jew.“ Dagegen ist nun wirklich nichts zu sagen.



»

Ein Rabbi sieht während einer Zeremonie einen jungen Mann, der ganz hinten alleine sitzt und ein trauriges Gesicht macht. Er denkt sich: „Ich sollte nach dem Sermon zu ihm gehen und fragen, was los ist.“ So macht er es auch und fragt: „Jingale, wieso schaust du so traurig? Ich bin ein Rabbi, ich bin hier, um meine Hilfe anzubieten, vielleicht löst sich dein Problem, wenn du mit mir darüber sprichst?“ Der junge Mann erwidert: „Sie sind wirklich feinfühlig, lieber Rabbi, tatsächlich bin ich sehr unglücklich, und ich sage Ihnen auch weshalb. Ich versuche seit einem Jahr eine passende Frau für mich zu finden, aber jedes Mal wenn ich glaube, die Richtige gefunden zu haben und sie meinen Eltern vorstelle, lehnt meine Mutter sie ab.“ Der Rabbi nickt, er kennt das Problem,

und so schlägt er vor: „Schau mein Lieber, such' nach einer Frau, die deiner Mutter ähnelt, dann muss sie sie gerne haben und ihr könnt glücklich sein.“ Der junge Mann bedankt sich für den Rat und nimmt ihn sich zu Herzen. Zwei Monate später sieht der Rabbi denselben jungen Mann bei einer Zeremonie wieder alleine hinten sitzen, diesmal schaut er jedoch noch trauriger. So geht er wieder nach der Zeremonie zu ihm und fragt: „Jingale, was ist passiert? Hast du keine Frau gefunden, die so ist wie deine Mame?“ Der junge Mann erwidert: „Doch, ich habe die perfekte Frau gefunden, sie hat dieselben Interessen wie meine Mutter, sie reden gleich, ja sie schauen sich sogar ähnlich!“ – „Nu, das klingt doch fantastisch?!“ – „Ja, aber diesmal hat mein Vater sie gehasst!“

Geistesakrobatik und ihre Feinde

© NIR ALON / ZUMA / PICTUREDESK.COM



Paul Morgan, gebürtig Georg Paul Morgenstern, gründete 1924 mit Kurt Robitschek und Max Hansen das Berliner „Kabarett der Komiker“. Hier auf einem seiner ersten Bühnenfotos.

Ein Jude, der die NSDAP finanziert. Ein Nazi-Propagandist, der behauptet, jüdische Witze seien für Arier unverständlich und der sie doch im Kampf gegen das Judentum einsetzen will. In seinem Buch „Vom jüdischen Witz zum Judenwitz“ analysiert Louis Kaplan die Ironien und Paradoxien der Geschichte des jüdischen Witzes und des Judenwitzes.

VON TOBIAS LEHMKUHL

Die Vermutung, dass sich der jüdische Witz von dem anderer Völker unterscheidet, ist nicht neu. Bereits 1810 gab Solomon Ascher ein Buch namens *Der Judenfreund oder Auserlesene Anekdoten, Schwänke und Einfälle von den Kindern Israels* heraus. Ein jüdisches Witzbuch aus napoleonischer Zeit also. Und wenn es

Louis Kaplan, Professor für Geschichte und Theorie der Fotografie und Neuen Medien an der Universität Toronto, in seiner Studie über den jüdischen Witz konsequent vermeidet, aus seinem Gegenstand humoristisch Kapital zu schlagen, wollen wir doch eingangs ein Beispiel für ebendiesen Gegenstand anführen:

„Zwei polnische Juden verließen ihr Heimatdorf, um ihr Glück im Westen zu suchen. In Berlin angekommen, sagte der eine, er sei weit genug gefahren, doch der andere wollte weiter nach Paris. Da ihm dazu die Mittel fehlten, flehte er seinen Freund an, ihm hundert Mark zu leihen, und versprach, er würde sie mit Zinseszins zurückzahlen, sobald er sein erstes Geld verdiente. Es erübrigt sich zu sagen, dass er das Geld nicht zurücksandte, auch nicht ohne Zinsen. Zehn Jahre später wurde der, der in Berlin geblieben war, von seinem Dienstherrn nach Paris geschickt und staunte nicht schlecht, als er hörte, dass sein alter Freund ein sehr erfolgreicher Börsenmakler geworden war. Er ging also zu ihm und sagte: ‚Hör mal, Itzik, ich bin immer noch ein armer Mann, und du sollst sehr reich sein. Warum hast du mir meine hundert Mark nie zurück-

bezahlt? ‚Quoi?‘ entrüstete sich der andere plötzlich auf Französisch. ‚Dir zurückzahlen? Erst müsst ihr Deutschen uns Alsace-Lorraine zurückgeben!‘“

Witze kamen freilich nicht erst 1810 ins Buch. Eines der Gründungsdokumente der europäischen Literatur ist das vor Witz geradezu platzende Werk des François Rabelais, *Gargantua und Pantagruel*. Diesem fünfbandigen Roman des frühen 16. Jahrhunderts widmete Michail Bachtin seine 1940 entstandene epochale Studie *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*. Sie ist neben Sigmund Freuds Abhandlung *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten* die bedeutendste Arbeit über Funktionen und Ausformungen menschlicher Komik. Im Untertitel von Bachtins Studie, *Volkskultur als Gegenkultur*, klingt schon das subversive Element des Witzes an.

Nun liegt die Besonderheit des jüdischen Witzes gerade darin, dass er sich auf einer bestimmten Ebene gegen den Sprecher selbst richtet. Schon im 19. Jahrhundert hat man die Selbstironie als ein Alleinstellungsmerkmal des jüdischen Witzes ausgemacht, die Art und Weise, wie er vermeintliche jüdische Eigenheiten auf die Schippe nimmt. Das hat leider den Nachteil, dass es sich gegen den Witzerzähler selbst richten kann. Die jüdische Selbstironie wird in den Händen der Antisemiten zur Waffe.

Ernste Sache

„Witze und Propaganda wurden immer schon so begriffen, dass sie die strategische Sprache der Kriegsführung als zu mobilisierende Waffe einsetzen, und beiden ist hinsichtlich dessen, wie sie operieren und fluktuieren, eine bestimmte Art von Mobilität gemein. Für die Mobilisierung des jüdischen Witzes als totalitäre Propagandawaffe gelangte eine zweiseitige Strategie zur Anwendung: sie persiflierte und verspottete den jüdischen Feind und nahm den Witz gleichzeitig

allzu ernst“, schreibt Kaplan und erzählt in sechs Kapiteln, in deren Mittelpunkt jeweils eine andere Person steht, von dieser Janusköpfigkeit des jüdischen Witzes.

Er beleuchtet, welche Rolle der Witz in den kulturellen Konflikten um jüdische Identität vor allem in den 1920er und 1930er Jahren gespielt hat. Sein Buch ist also alles andere als ein Witzbuch. Es macht überdies anschaulich, was für eine ernste Sache der jüdische Witz im 20. Jahrhundert mitunter war und auch heute noch sein kann. Kaplan zeigt unter anderem, wie die „Wendigkeit“ des jüdischen Witzes gegen den „geradlinigen“ deutschen Humor ausgespielt wurde. Bevor jedoch die Nazis die Selbstironie des jüdischen Witzes in ihrem Sinne instrumentalisierten, erkannten jüdische Intellektuelle die Gefahr, die im jüdischen Witz lag.

Kaplan geht ausführlich auf einen Disput ein, der sich um Aufführungen im „Kabarett der Komiker“ Mitte der 1920er Jahre entspann. Im Mittelpunkt dieses Disputs steht Alfred Wiener. Er war Funktionär des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der größten, 1893 gegründeten jüdischen Schutzorganisation jener Zeit. In einem Artikel, der 1925 in der Zeitung des Centralvereins erschien, griff er die jüdischen Kabarettisten in Berlin scharf an, insbesondere das Kabarett der Komiker (KadeKo), wo auch die erste Hitler-Parodie auf einer Bühne zu sehen war: „Der KadeKo-Humor war für seine Unverschämtheit bekannt, sie schlug in beide Richtungen aus und verschonte niemanden. Insofern verkörperte Kurt Robitschek den Gesetzlosen unter den Komikern, dessen freches, unverfrorenes und respektloses Verhalten auf der Jagd nach einem Lacher auch vor der Diffamierung des jüdischen Charakters nicht Halt machte und der deshalb unter genauer Beobachtung durch den Centralverein stand“, analysiert Kaplan.

Antisemitische Selbstironie?

Alfred Wieners Ansicht nach schlug die jüdische Selbstironie in den Berliner Kabarettis allzu häufig und deutlich in Selbsthass um. Im darauffolgenden Frühjahr rief der Centralverein sogar zu zwei Demonstrationen gegen die

jüdische Kabarettkultur auf. In seiner Analyse macht Louis Kaplan deutlich, wie schmal der Grat zwischen jüdischer Selbstironie und Antisemitismus ist. Sie sind, so Kaplan, zwei Seiten derselben Medaille. Der jüdische Witz ist, anders formuliert, seinem Wesen nach ambivalent. Würde er nicht das gegen sich selbst gerichtete, also das antisemitische Element in sich tragen, wäre er kein jüdischer Witz.

Wie ein jüdischer Witz klingt auch die Geschichte des Antisemiten Arthur Trebitsch, auf die Kaplan in einem eigenen Kapitel eingeht. Als Sohn eines reichen jüdischen Seidenhändlers in Wien geboren, musste er sich zeitlebens keine Sorgen ums Geld machen und konnte am laufenden Band antisemitische Pamphlete verfassen, mehr noch, er besaß genug Vermögen, um die NSDAP in ihren Anfängen finanziell zu unterstützen und damit einen Teil zu ihrem Aufstieg beizutragen. Hitler spielte sogar mit dem Gedanken, Trebitsch zum Chefideologen der Partei zu machen. In seiner Schrift *Geist und Judentum* geht Trebitsch ausführlich auf den jüdischen Witz ein. Er sieht in ihm ein Täuschungs- und Ablenkungsmanöver, das die wahre Selbst der Juden zu verbergen suche. Den Juden gefalle die linguistische Verdrehung der Dinge. Dem Arier dagegen stünden die dinglichen Verschiedenheiten vor Augen. Klangliche Ähnlichkeiten würden ihm unverständlich bleiben. Louis Kaplan analysiert scharfsinnig: „Trebitsch stellt den ‚sekundären Geist‘ des ‚Judenwitzes‘ dem ‚primären‘ des deutschen Humors gegenüber. Aber wenn Nichtjuden ohnehin nicht in der Lage sind, die Komik des jüdischen Witzes zu verstehen, beginnt man sich zu fragen, an wen sich Trebitsch mit seiner Analyse des jüdischen Witzes eigentlich wendet?“

Arthur Trebitsch, als antisemitischer Jude selbst eine paradoxe Figur, versucht – paradoxerweise – zum wahren Kern des jüdischen Witzes vorzudringen, ihn also konsequent ernst zu nehmen. Gäbe es diesen wahren Kern, wäre der Witz allerdings kein Witz mehr, spielt er doch, wie Kaplan schreibt, mit der konjunktivischen Möglichkeit radikaler und kontraintuitiver Umkehrung. Witze allerdings werden nicht nur erzählt oder in Witz-

sammlungen nachgelesen, auch Karikaturen gehören in den Bereich des Witzes. Das visuelle Element verleiht ihnen eine zusätzliche Ebene. Louis Kaplans Buch sind zahlreiche Abbildungen beigegeben, darunter etwa die Zeichnung eines Juden im Bade. Sie illustriert folgenden Witz:

„Das Jahr war um, Barches besuchte wieder die Badeanstalt, um ein Wannenbad im gemeinschaftlichen Baderaume zu nehmen. In der Wanne nebenan saß ein blonder Hüne, die typische Erscheinung des nationalen Mannes, der ein unsichtbares Hakenkreuz auf der Stirn trägt. Schüchtern und angstvoll saß Barches in seiner Wanne. Kein Wort wagte er zu sprechen, um ja nur keinen Pogrom hervorzurufen. Da erhebt sich der Blonde in seiner ganzen stattlichen Größe. Barches' Blick streift an seiner Gestalt entlang, plötzlich erhellen sich seine Züge und freudig fragt er den anderen: ‚Sagen Sie, wann haben wir heuer Versöhnungstag?‘“

Gehässiges Lachen

Welche Rolle Witze, oder vielmehr das gehässige und aggressive Lachen, für die NS-Propaganda spielten, macht Louis Kaplan in seinem Buch anhand des Propagandisten Siegfried Kadner und seines Werks über *Rasse und Humor* deutlich. Kaplan zitiert Goebbels, der der Überzeugung war, dass man die Lacher auf seine Seite ziehen muss, um den Kampf um die Deutungshoheit zu gewinnen, und nicht nur den. *Lacht ihn tot* heißt gar ein 1937 erschienenes Buch des Karikaturisten Walter Hoffmann. Auf dem Titelblatt sieht man einen hakennasigen Alten in schwarzem Umhang, der von vier identischen jungen Männern mit weit aufgerissenen Mündern ausgelacht wird. Wollte man wirklich so tun, als gäbe es einen jüdischen und einen deutschen Humor und ließen sich beide sauber voneinander trennen, so könnte sich jeder aussuchen: Mit dem jüdischen Witz über sich selbst lachen oder mit dem deutschen Witz über andere lachen.

Siegfried Kadner nun würde behaupten, es gäbe gar keinen deutschen Witz, sondern nur deutschen Humor. Witz und Satire seien geistige Konstruktionen, reine Geistesgymnastik, die dem gesunden, geraden, dem körperlichen und ehrlichen Deutschen

denkbar fern lägen. Im jüdischen Witz meint er alles Falsche und Krumme des jüdischen Wesens zu erkennen. Gleichzeitig schätzt er den jüdischen Witz, denn die wirksamsten Judenwitze, so Kadner, stammten von Juden selbst. Einerseits also seien Judenwitze nicht witzig, andererseits funktionierten sie hervorragend, um sie gegen die Juden einzusetzen.

„Die Paradoxie vom ‚Feindhelfer‘ erinnert an die absurde Logik jüdischer Witze und ihre radikale Inversion. Ein Beispiel: Zwei Juden sitzen im Restaurant und beide bestellen Forelle. Als das Essen serviert wird, nimmt sich der eine die größere Portion und überlässt dem Freund die kleinere. Als dieser sich beschwert, dass das doch unhöflich sei und dass er, wenn er aufgetragen hätte, sich die kleinere Portion genommen hätte, erwidert der andere, er habe sie doch jetzt auf dem Teller und warum er sich beschwere. So wird eine unhöfliche oder auch ungerechte Handlung verdreht (und herangezogen) und als das präsentiert, was das Opfer ohnehin immer schon wollte.“

Gleichwohl, muss man hinzufügen, gab es unter den Nazis sicher niemanden, der sich für diese Feststellung interessiert hätte. Ziel war es schließlich, „als Letzter zu lachen“, bzw. darauf hinzuwirken, dass das Judentum „nichts mehr zu lachen hat“, wie Goebbels zwei Monate nach der Wannsee-Konferenz in sein Tagebuch notiert.

Damit endet allerdings die Geschichte nicht. Es gibt noch ein Nachleben des jüdischen Witzes in Deutschland, das Kaplan überaus spannend im letzten Kapitel seines Buches darstellt und untersucht. Zwar lebten, schreibt er, nach dem Holocaust kaum noch Juden in Deutschland. Jüdische Witze und Witzbücher aber wurden zum Austragungsort und Blitzableiter, um die Problematik der deutsch-jüdischen kulturellen Erinnerung und die Komplexitäten von Philo- und Antisemitismus auszuspielen.

Auslöschung einer Kultur

Als Beispiel dient ihm das 1960 von Salcia Landmann zusammengestellte Witzbuch *Der jüdische Witz*. Es war ein großer Verkaufserfolg, über eine halbe Million Exemplare wurden in den ersten zehn Jahren verkauft, Neuauflagen wurden immerzu um neue, von

den Lesern zugesandte Witze erweitert. Worin lag dieser Erfolg begründet? Bot das Buch einen „Augenblick der befreienden Komik“, wie ihn sich Wohlmeinende erhofften? Oder wurde mit seiner Hilfe so etwas wie Trauerarbeit geleistet? An dieser Stelle erkennt Kaplan einmal mehr die Janusköpfigkeit des jüdischen Witzes: Er könnte zur Trauerarbeit beitragen, sie gleichzeitig aber auch zu einem Witz machen. Wie eng Lachen und Trauer miteinander verbunden sind, macht er anhand einer Szene aus James Joyce’ *Finnegans Wake* deutlich.

Was er jedoch nicht thematisiert, und das bildet den einzigen blinden Fleck in seiner vielschichtigen Analyse, ist die Frage, was eigentlich betrauert wird: Der Tod von sechs Millionen Menschen? Die Auslöschung der jüdischen Kultur in Deutschland, die über Jahrhunderte eben auch Teil der deutschen Kultur war? Oder wird gar der Verlust des jüdischen Witzes selbst betrauert und halten wir mit Landmanns Anthologie eine Sammlung von Witzleichen in der Hand, die uns bewusst macht, dass es keine Nachkommen, keine neuen Witze mehr gibt, dass wir also in einer witzarmen, ja witzlosen Zeit leben?

Was Salcia Landmanns Witzbuch betrifft, so war der Erfolg nicht nur beim Publikum, sondern auch bei der Kritik überwältigend. Mit einer Ausnahme: der österreichische Autor Friedrich Torberg, selbst Jude, schrieb, man könne nicht jedes Buch, nur weil es von einem Juden stamme, automatisch für gut befinden: „Gott erhalte den Deutschen ihre Verkrampfung, eh daß sie sich mit Hilfe dieses Buches löse! Denn es wäre eine höchst unheilvolle und ihrerseits verkrampfte Lösung. Der Krampf besteht in einem völlig mißverstandenen, wenn auch den edelsten Motiven entsprungene Bedürfnis, eine ‚geistige Wiedergutmachung‘ zu leisten, die es offenbar nicht zuläßt, ein Buch schlecht zu finden, wenn es von einem Juden, einem Emigranten oder antinazistischen Widerständler verfaßt ist oder wenn es (selbstverständlich auf ‚positive‘ Art) einem der drei entsprechenden Themenkreise angehört. Im vollen Bewußtsein meines avantgardistischen Risikos wage ich zu behaupten, daß auch das Buch eines Juden, eines Emi-

granten oder eines Antinazis schlecht sein kann.“

Und in der Tat fand Torberg das Buch von Landmann schlecht, die Witze schlecht erzählt. Ja, es ist bezeichnenderweise gerade ein Witz über einen Trauerredner und seine Bezahlung, der seinen kritischen Widerstand hervorruft, denn für Torberg betreibt auch Landmann ein fragwürdiges „Schoah-Geschäft“, das, so Kaplan, aus der politischen Ökonomie jüdischer Witzreparationen unverdientermaßen Kapital schlägt.

Antisemitische Ausbeutung

Dass sich die Geschichte des jüdischen Witzes bis heute wiederholt, sei es die jüdische Kritik am Judenwitz, sei es seine antisemitische Ausbeutung, zeigt Louis Kaplan in einem kurzen Epilog anhand von Shitstorm hervorrufenden Comedyauftritten des Seinfeld-Autors Larry David oder mit Bezug auf den amerikanischen *Daily Stormer* und die Alt-Right-Bewegung. Das vom Judenwitz ausgehende Erregungspotenzial lässt sich – etwa im Hinblick auf die Debatte um die Komikerin Lisa Eckhart – auch hierzulande beobachten.

Kaplans Buch schärft den Blick für die Absurditäten in der Geschichte des jüdischen Witzes und dafür, welchen Sprengstoff er birgt. Diese Geschichte kommt einem bei der Lektüre nicht selten selbst wie ein durchaus erhellender Witz vor. Wie schon Goethe in Bezug auf Lichtenberg sagte: „Wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.“

Erstveröffentlicht in einem Feature für Deutschlandfunk.



Louis Kaplan
Vom jüdischen Witz zum Judenwitz. Eine Kunst wird entwendet
 Aus dem amerikanischen Englisch von Jacqueline Csuss
 Die Andere Bibliothek, 2021
 300 S., EUR 44,-

Frischer Wind für ein neues Selbstverständnis



Daniel Donskoy, David Hadda (re.) und Thomas Hallet (li.) freuen sich über ihren Fernsehpreis in der Kategorie Beste Comedy/Late Night für „Freitagnacht Jews“.

Eine junge Generation erachtet ein differenziertes und humorvolles Verhältnis zur eigenen Identität als selbstverständlich.

VON MARK E. NAPADENSKI

Vor wenigen Wochen gewann der WDR mit der achteiligen Diskussionsendung *Freitagnacht Jews* und dem Moderator Daniel Donskoy den Deutschen Fernsehpreis in der Kategorie Beste Comedy/Late Night. Die Show, in welcher der Gastgeber mit prominenten und weniger bekannten, zumeist jüdischen Personen über buchstäblich Gott und die Welt spricht, sprengte alle Erwartungen und avancierte in der jüngeren jüdischen Community zu einem Must-see. Ähnliches konnte bereits ein Jahr zuvor bei *Masel tov Cocktail* beobachtet werden. Dieser Kurzfilm ist zwar weniger humoristisch, beansprucht allerdings ebenfalls eine „neue“ Haltung von Juden

in Deutschland für sich. Bekommt jüdischer Humor nun endlich die Anerkennung, die er verdient? Und wie sieht dieses „neue“ jüdische Selbstverständnis aus? Oder handelt es sich um die ewig gleichen Reproduktionen von Stereotypen über Juden, die für billige Schenkelklopper und Scheinprovokationen herhalten?

Hört man auf den WDR, so soll es in dem Format, das auch auf YouTube zu sehen ist, um das Verbindende in den Diskussionen gehen und vor allem darum, mit den althergebrachten Vorurteilen über jüdisches Leben in Deutschland aufzuräumen. Das bedeutet also, dass der jüdischen Kultur mehr Raum für Selbstrepräsentation

gegeben werden soll. Dass diese Idee erfolgreich scheint, ist offensichtlich und auch mehr als reines Nischenfernsehen.

Nach der Preisverleihung wurde das Format quer durch die Medienlandschaft gelobt. Anlass für die prominente Positionierung ist auch das Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“, das in der Sendung zugleich kritisiert wurde. Max Czollek, der Autor des Buchs *Desintegriert euch!*, widersetzt sich der Idee. 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland sei absurd, da jüdisches Leben schon viel länger auf europäischem und deutschen Boden existiert. „Stattdessen sollte es 1700 Jahre deutsches Leben in ‚Judistan‘ heißen“, scherzt er – um direkt danach auch diese Aussage durch den Kakao zu ziehen.

Im Zentrum der Show steht also die Debatte um diverse jüdische Lebensrealitäten, die eine lebendige und junge Gemeinschaft widerspiegelt. Dabei beanspruchen die Interviewpartner ihren Platz in einer europäischen Gesellschaft, in der die Identitäten und Schicksale verschwimmen. Diese oft spannenden Diskussionen werden mit einer großen Portion Humor geführt und beinhalten so etwas wie die Essenz eines neuen jüdischen Selbstverständnisses und Selbstbewusstseins. Diese Eigenschaften – die Fähigkeit

der kritischen Reflexion, das Lachen über sich selbst, das Spielen mit Stereotypen wie dem wiederkehrenden Bild einer übermächtigen Glucke als Mutter – sind es, welche gemeinhin auch dem allseits proklamierten jüdischen Humor zugeschrieben werden, der einen Großteil der Sendung füllen soll.

Ein Humor, der von grenzwertig-antisemitisch bis hochphilosophisch reicht und als typisches Merkmal für die jüdische Kultur abseits der Schoah-Auseinandersetzung und der religiösen Praxis gilt. Durch die Aufarbeitung von Stereotypen zeichnet sich jedenfalls ein frischer Wind in der Welt des jüdischen Humors ab, zumindest für den deutschsprachigen Raum.

Faszination von Vielfalt

Eine Transformation, die in den USA bereits vor Jahrzehnten stattgefunden hat, beziehungsweise genau genommen nie in dem Ausmaß stattfinden musste, da Juden im Land der Täter, in Deutschland und Österreich, auf eine andere Weise stigmatisiert sind. Die Aufregung um Oliver Polaks Buch *Ich darf das, ich bin Jude* (2008) scheint in dem Kontext mittlerweile fast vergessen zu sein; und dennoch ist es eine wegbereitende Publikation für dieses veränderte Selbstverständnis jüdischer Kleinkunst. Was damals

noch als Einzelfall eine Sensation darstellte, wird heute überholt durch die Faszination von Vielfalt.

Diese Faszination wird allerdings gebremst, da – und dieser Aspekt ist für das Neuverständnis ausschlaggebend – es sich um eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung handelt, die sich eben auch im Judentum manifestiert. Die Säkularisierung der Jugend, die Anerkennung von Reformbewegungen und die Erkenntnis, dass die Heterogenität einer Gesellschaft eine Errungenschaft darstellt, sind solche Entwicklungen, die auch nicht vor der Stand-up-Comedy-Szene in Österreich haltmachen.

Veranstaltungen wie der „PCCC* (Political Correctness Comedy Club)“, in dem beispielsweise G-Udit, eine jüdische Komikerin aus Wien, auftritt, verstärken die Befürchtungen der Traditionalisten, die meinen, dass Witze durch das Einhalten politisch korrekten Denkens an Profil einbüßen würden. Für eine Generation, die ebenso feministisch wie jüdisch sein kann und darin keinen – oder zumindest nur einen kleinen – Widerspruch sieht, ist es selbstverständlich, zur eigenen Identität ein differenziertes Verhältnis zu pflegen und das Jüdischsein nicht zu verstecken.

Nicht zuletzt, um auch über sich selbst lachen zu können.



AMS
Arbeitsmarktservice
Wien

JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum

CHANUKKA SAMEACH
חג חנוכה שמח

Ausbildungen mit Start im Februar

- / Deutsch und Integration
- / EDV und Office-Basics
- / Bürokaufmann/-frau
- / Tageseltern & Kindergruppenbetreuung

Instagram Facebook @jbbz.at

Jüdisches Berufliches Bildungszentrum 01/33106 500 | boi@jbbz.at

„Ich muss die Seele nicht verteidigen“

© WOLFGANG WOLAK / PICTUREDESK.COM



Wohnt am Central Park, trinkt ihren Kaffee aber im Café Korb: Erika Freeman bei einem ihrem Wienbesuche.

Die aus Wien gebürtige Psychoanalytikerin Erika Freeman heilt die Seelen der Stars. Auch mit unglaublichen 93 – und trotz Corona – hält sie Kontakt zu ihren Patienten auf der ganzen Welt, derzeit hauptsächlich virtuell. Im Wiener Kaffeehaus sitzt sie allerdings ganz reell.

VON ANDREA SCHURIAN

Es ist fünf Uhr nachmittags, das Café Korb in Wien gut besucht. In der kleinen Loge ganz hinten sitzt Erika Freeman, ihr Pullover ist so rosafluffig wie ihre Laune. Missmut? Gehört nicht zu ihren ureigensten Charaktereigenschaften. Trotz aller erlebter Widrigkeiten richtet die Grande Dame der Psychotherapie, auf deren Couch Weltberühmtheiten aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Hollywood ihre Seele baumeln ließen, den Blick auf das Positive, zieht das Böse ins Lächerliche, würzt ihre Erzählungen mit weiser Heiterkeit. „Mein ganzes Leben ist ein Wunder“, sagt sie zum Auftakt, „klagen bringt mir nichts.“ Und eigentlich klagt sie ja auch nicht, dass ihr geliebter Mann Paul, ein Bildhauer, nach

25 Jahren Ehe gestorben ist. Obwohl, fügt sie dann hinzu, „das war echt eine Chuzpe! Man stirbt nicht, wenn man fünfzig ist. Wäre er noch am Leben, könnte ich ihn dafür ermorden. Man kann sich auf Männer nicht verlassen. Entweder sie leben nicht lang genug. Oder sie laufen davon.“

Ja, so klingt Erika Freeman, die 1927 als Erika Polesciuk-Padan in Wien geboren wurde.

Von Corona wurde die Weltenbummlerin, die zwischen Alter und Neuer Welt, zwischen Wien und New York pendelt, nun überlang just an jene Stadt gefesselt, in der sie ihre Kindheit verbrachte – und aus der sie mit zwölf via Amsterdam und Rotterdam als unbegleitete Minderjährige in

die USA flüchtete. „Unter all den vielen Flüchtlingen war ich das einzige Kind. Zwei Holländer holten uns ab, einer sagte: Schau mal, so jung und schon so jüdisch.“ Der Vater kam nach Theresienstadt, die Mutter lebte als U-Boot in Wien. „Als eine Nachbarin meine Mutti sah, hat sie sich glatt die Mühe gemacht und ist quer durch die Stadt zur Gestapo gegangen, um sie zu denunzieren.“ Doch die Mutter überlebte den Naziterror – beinahe. Sie starb im März 1945 beim letzten Bombenangriff auf Wien.

Von der Frau Mama hat Erika den Humor geerbt – und den Mut. „Die Mutti war eine wirklich mutige Frau, sie hat Hebräisch zu einer Zeit studiert, als es Frauen eigentlich untersagt war. Und später war sie die erste und einzige Frau, die in Österreich Hebräisch gelehrt hat. Auch meine erste Sprache war Hebräisch, dann Deutsch, dann Französisch. Meine Mutter war auch das Vorbild für Isaac Bashevi Singers Erzählung *Yentl*. Die Barbra“, setzt sie übergangslos fort, „ist so nett“, wobei mit „Barbra“ natürlich ihre gute Freundin Streisand gemeint ist, die *Yentl* verfilmte: „Barbra war bei ihrer Mutter nicht so beliebt, aber sie war Daddy’s girl. Wenn du als Mädchen von deinem Vater geliebt wirst, kannst du alles schaffen. Jede Frau, die etwas geschafft hat, ist Daddy’s girl. Männer hingegen sind geliebt von ihren Müttern. Und man kann sehen, wer Mamis Lieblingssohn ist.“ Apropos Daddy’s girl: Nach Kriegsende lief ihr in New York ausgerechnet zu Jom Kippur der Vater über den Weg, von dem sie glaubte, er sei in Theresienstadt ermordet worden: „Es war ein Wunder! Das kann man sich nicht vorstellen. Weil könnte man es sich vorstellen, wäre es ja auch kein Wunder.“

Schüchternes Mädchen

Sie selbst war in New York zunächst bei Verwandten untergekommen, doch weil die das einsame, schüchterne Mädchen aus Europa eigentlich gar nicht bei sich haben wollten, kam sie ins Waisenhaus. Ein Glück, wie sie heute sagt, denn da war jeder fremd. Später kümmerte sich ihre Tante Ruth Klüger-Aliav um sie, eine Heldin der zionistischen Bewegung und als einzige Frau Gründungsmitglied des Mossad, die während der NS-Zeit tausend-

den Juden das Leben rettete. „Ruth war eine große Heldin. Sie fragte mich, was ich für mein Land tue. Ich war, wie jeder, der sie kennenlernte, so begeistert von ihr, sie hatte eine unglaubliche Ausstrahlung.“

Seit Jahrzehnten residiert Erika an Manhattans feinsten Adresse, immer noch hat sie ihre Wohnung und die psychotherapeutische Praxis am Central Park West. In dem denkmalgeschützten Gebäude hatte einst auch ihr Mann sein Atelier. Wieder blitzt ihr Humor auf, als sie über ein Feature erzählt, das eine Journalistin über Frauen gemacht habe, deren Partner zu Hause arbeiten. „Eine der Interviewpartnerinnen hat gesagt, sie habe ihren Mann geheiratet ‚for better and for worse. But not for lunch‘. Offensichtlich war ich die Einzige, die es schön fand, dass wir am gleichen Ort lebten und arbeiteten.“

Meet Marlon Brando

Eines Tages im Jahr 1967 klingelte Marlon Brando an der Tür am Columbus Circle Nr. 25. Angesagt war der Filmstar für drei, gekommen ist er um eins. „Ich stand da, in Jeans, dem Hemd meines Mannes, noch barfuß und ungeschminkt. Wenn man in Amerika einen Pool hat, sagt man: ‚Come in, the water is fine!‘ Das habe ich ihm auch gesagt. The water is fine!“ Das Mittagessen dauerte schlussendlich bis weit nach Mitternacht – und die enge Verbundenheit bis zu Brandos Tod. Marlon, sagt sie, sei viel zu in-

telligent und zu sensibel für Hollywood gewesen, „das ist keine Umgebung für jemanden, der so tief empfindet, wie er es tat.“ Überhaupt empfänden Künstler viel tiefer als andere Menschen. Bei einem Rückschlag müssten sie so spielen, als ob es nicht wichtig wäre, „aber in Wirklichkeit trifft es sie doppelt so hart. Und wenn sie prominent geworden sind, wissen sie nicht, ob die Leute mit ihnen um ihrer selbst willen reden oder nur, weil sie berühmt sind.“

Die Clintons zählen ebenso zu ihren Freunden wie Barbra Streisand; Stars wie Marilyn Monroe und Woody Allen frag(t)en sie um Rat. An und für sich aber nennt Freeman keine Namen, plaudert nichts aus über ihre prominenten Klienten. Wobei sie das Wort „Klient“ eigentlich gar nicht mag: „Ich bin ja kein Anwalt.“ Auch kein Anwalt der Seele? „Nein, hoffentlich nicht. Hoffentlich bin ich ein Freund der Seele. Ich muss die Seele ja nicht verteidigen. Ich kenne so viele wichtige Menschen, Legenden. Aber wer bin ich? Ein kleiner Refugee aus Wien. So what! Manche meiner Patienten waren schon längst berühmt, ehe sie in meine Praxis kamen. Andere wurden es parallel zu unseren Sitzungen. Aber“, fügt sie lebensweise hinzu, „die besten Künstler sind nicht immer die berühmtesten. Im Gegenteil. Für Ruhm brauchst du nur eine Sache: Good PR. Und Glück.“ Glück habe sie auch immer gehabt. Dass die Schülerin von Theodor Reik, der wiederum der Lieblingsschüler Sigmund Freuds war, zu



Rückblick auf ein aufregendes Leben: Erika Freeman im Gespräch mit Andrea Schurian.

© WOLFGANG WOLAK

einer der gefragtesten Seelenklemperinnen der Promiszene wurde, sei, wie sie lachend sagt, einfach nur „a Masel“ gewesen, eine Verkettung glücklicher Zufälle: Da wären einmal die prominent besetzten Tischgesellschaften von Tante Ruth, an denen von Präsident Roosevelt abwärts die führenden Köpfe der damaligen Zeit teilnahmen.

Dann wäre da die Kollegin, die ein paar Promis in ihrem Wartezimmer hatte. Man traf sich privat, jemand habe sie empfohlen, der habe sie weiterempfohlen, so halt. Schließlich war sie als Talkshow-Gast derart überzeugend, dass man ihr später eine eigene Show anbot. Und dann setzte sich bei einer Dinnerparty ein schöner, junger Mann neben die schöne, junge Therapeutin. Er erzählte, dass er als Jugendlicher von zu Hause weggelaufen und beim Zirkus gelandet sei. Sie sagte, wie

froh sie sei, dass sich der Ehrengast des Abends, Burt Lancaster, verspätet habe, weil sie sonst diese wunderschöne Geschichte nie gehört hätte. Sagte der junge Mann: „Ich bin Burt Lancaster.“ Fazit der Dinnerplauderei: Erika Freeman wurde psychologische Beraterin beim Film.

Purer Luxus

Ist sie eigentlich gläubig? „Ja, ich glaube an Gott“, sagt sie – und da ist er wieder, der Freemansche Humor, „denn er ist ein herrlicher Kerl – wenn man Geduld mit ihm hat. Schließlich hat er ja auch Geduld mit uns. Ich bete und lasse ihm Zeit, mein Gebet zu erhören. Wir Juden und Christen sind Brüder, wobei wir Juden gegenüber den Katholiken den Luxus haben, dass wir direkt mit Gott reden können.“ Koscher lebt sie – zumindest ein bisschen: „Ich esse kein Schweinefleisch,

aber ich liebe Lobster. Gehe ich in die Synagoge? Nein. Als die Nazis kamen, hat meine Mutter zu Hause gebetet, denn der liebe Gott ist überall.“ Längst hat sich das aus Wien vertriebene jüdische Flüchtlingsmädchen, das die ersten zwölf Jahre seines Lebens in der Ausstellungstraße im zweiten Bezirk verbrachte, mit der Heimatstadt versöhnt.

Dass Juden in Wien so frei leben können, sei für sie die größte Genugtuung. Früher wohnte sie gern im Imperial. Auch jetzt noch, wenn sie von einer Schabbatfeier bei Freunden in ihre Wohnung in Mariahilf heimgeht, macht sie gern im Imperial Station, jenem Hotel, das Adolf Hitler arisieren ließ und wo er logierte, wenn er in Wien war: „Im Imperial einzukehren, zu essen, zu übernachten: Das ist meine jüdische Rache an Hitler. Er ist tot, ich bin da. Wir sind da!“



»

Drei Damen streiten sich, wer den besten Sohn hat. Sagt die Erste: „Ich hab den besten Sohn. Der ist ein fantastischer Zahnarzt, arbeitet wie verrückt, aber jeden Schabbes kommt er zu mir auf Besuch.“ Sagt die Zweite: „Das ist gar nichts. Mein Sohn ist ein reicher Geschäftsmann, er hat wahnsinnig viel zu tun, aber einmal die Woche

geht er mit mir einkaufen.“ Sagt die Dritte: „Ist noch gar nichts. Mein Sohn ist Anwalt auf der Fifth Avenue und verdient einen Batzen Geld. Er kann sich den besten und teuersten Analytiker leisten, vierhundert Dollar pro Sitzung! Viermal die Woche geht er hin – und spricht nur über mich.“

Notwehr im Dasein



© ROY EXPORT S.A.S.

Der eine spielt lachend mit der Welt, der andere verdingt sich als Friseur: Charlie Chaplin im Klassiker „Der große Diktator“ (1940).

Der jüdische Witz stellt die menschliche Existenz oft mit Schmerz und Bitterkeit in Frage. Ein Streifzug durch die Filmgeschichte von Ernst Lubitsch bis Woody Allen.

VON HERBERT HEINZELMANN

Als Moses vom Berg Sinai herabsteigt, balanciert er drei große Steintafeln in seinen Armen. Gott der Herr habe ihm fünfzehn Gebote gegeben, verkündet er und lässt noch im selben Augenblick eine der Steintafeln fallen. Als sie zerbricht, haspelt sich Moses geistesgegenwärtig aus der Zahl Fünfzehn eine Zehn zurecht – zumindest

in Mel Brooks' verrückte Geschichte der Welt (1981).

Brooks' Komödie ist eine Parodie auf das Historienkino, vor allem auf dessen üppigste Version, das Monumentalspektakel. Sehr subtil ist der Einfall mit Moses nicht. Aber er zeigt dreierlei: Erstens, der Verfasser hat keinen Respekt vor dem Heiligen und Erhabenen. Zweitens, der Protagonist gerät in eine missliche Situation, aus der er sich mit Schlagfertigkeit herauswindet. Drittens, der Witz der Szene entsteht, weil Sprache hinzukommt: ohne Sprache würde der Witz nicht funktionieren. So lassen sich aus dieser Szene von Mel Brooks, geboren als Melvin Kaminsky und Sohn jüdischer Einwanderer in New York, beinahe die wichtigsten Elemente des jüdischen Humors herausdestillieren. Es

gibt viele Witze von Juden über Juden; Witze, die meistens sehr selbstkritisch sind. Zugleich sind sie aber auch identitätsstiftend, denn sie bestimmen immer wieder aufs Neue, was es bedeutet, jüdischen Glaubens zu sein. Für ein Volk, das jahrhundertlang über die Welt verstreut lebte, war dieser Kitt notwendig, sonst wäre der Volkscharakter womöglich verloren gegangen – unvorstellbar ausgerechnet bei dem Volk, das Gott als das seine ausgewählt hat. Allerdings mussten sich die Juden schon immer fragen, wie es Gott denn mit der Auserwähltheit halte. Als sie sich in der babylonischen Gefangenschaft quälten, konnten sie noch prophetische Versprechen gegen ihre Zweifel setzen. Später, in der Diaspora, blieb ihnen nur noch der Humor. Der deutsche Politiker und Dicht-

ter Carlo Schmid hat diesen Humor so definiert: „Der jüdische Witz ist heiter hingegenommene Trauer über die Antinomien und Aporien des Daseins.“ Antinomien sind Gegengesetzlichkeiten und Aporien unauflösbare Widersprüche. Sie lassen sich illustrieren an den Beispielen der Wahl Gottes und der tatsächlichen Situation seines Volkes, beziehungsweise an der Wahl von Moses als Empfänger von Gottes Gesetzen gegenüber seiner realen Tollpatschigkeit aus der Sicht von Mel Brooks. Es ist die Spannung zwischen Anspruch und Wirklichkeit, die den jüdischen Witz ausmacht, sowohl in den Bereichen des Theologischen und Philosophischen wie des ganz Banalen. Die Witze der Juden, schreibt die Schriftstellerin und Journalistin Salcia Landmann, „sind zahlreicher, tiefer, schärfer, schlagender als die der anderen Völker. Sie verspotten überhaupt nur selten bloß einzelne komische Eigenschaften des Menschen, sondern stellen oft die gesamte menschliche Situation mit Schmerz und Bitterkeit in Frage.“

Tod, Gott und Geschick

Es gibt wohl keinen anderen jüdischen Filmemacher, der diese Regeln so gut beherrscht wie Woody Allen. Seine Figuren stellen immer die allgemein menschlichen Fragen nach Tod, Gott und Geschick. Sie sind sich ihrer existenziellen Unsicherheit und Gefährdung genauso bewusst wie der Fernsehproduzent Mickey Sachs in *Hannah und ihre Schwestern* (1985). Eine kleine Unregelmäßigkeit in seiner Gesundheit lässt ihn sofort in maßlos übertriebene Hypochondrie (nach Landmann ein typisch jüdisches Leiden) verfallen und mit Gott hadern. Allen arbeitet hier mit einer weiteren Methode des jüdischen Witzes: dem Aufblähen einer Nichtigkeit zur apokalyptischen Bedrohung: „Du wirst sterben, ich werd' sterben, das Publikum wird sterben, die Fernsehgesellschaft, der Sponsor. Alle!“ Das kann nur durch witzige Banalisierung konterkariert werden: „Ich weiß. Und dein Hamster auch.“

Auch Woody Allens Witz ist in erster Linie Wortwitz. Die Sprache ist das Medium, in dem sich jüdischer Humor ausdrückt. Er ist keine Sache des Bildes; schließlich sind die Juden



© 1977 UNITED ARTISTS

Woody Allen in einer seiner autobiografisch gefärbten Großstadtkomödien, hier noch an der Seite von Diane Keaton: „Der Stadtneurotiker“ (1977).

das erste Volk des mythologischen Bilderverbots. Deswegen sind die Filme der jüdischen Komiker-Truppe Marx Brothers visuell fast alle uninteressant. Die Sprengkraft ihres Witzes liegt vor allem in den Wortfluten von Groucho Marx, mit denen er die Logik der Sprache ad absurdum führt. Damit knüpft er an humoristische Parodien an, die auf die Wortklaubereien chassidischer Rabbis oder das magische Gemurmel der Kabbala als jüdische Esoterik abzielen. Ergänzt wird Grouchos Sprachzerstörung durch die Sprachverweigerung von Harpo Marx. Dessen Stummheit nimmt dem Juden seine letzte Waffe, den verbalen Witz, mit der er es mit der Unerträglichkeit des Daseins aufnimmt.

Gelächter über dem Abgrund

Weil sein Humor das blitzende Dialogduell mehr als Show denn als existenzielle Notwehr kennt und weil seine Filme ohne den Aufeinanderprall der Bilder nicht witzig wären, wird der jüdische Humor zur Interpretation der Filme des jüdischen Regisseurs Ernst Lubitsch selten herangezogen. Dennoch hat Lubitsch 1942 den Film gedreht, der wie kein anderer die Verzweiflung als Grundierung des jüdischen Witzes offen legt: *Sein oder Nichtsein*, die erste Komödie über die Judenverfolgung durch die Nazis, unübertroffener Vorläufer aller verzweifelten Holocaust-Komödien von *Jakobowsky und der Oberst* (mit dem

jüdischen Komiker Danny Kaye) bis *Zug des Lebens*. Lubitsch treibt sein Personal auf das Hochseil von Sprachverwirrung und Identitätstausch; darunter gähnt der Abgrund der Vernichtung.

In ihren Arbeiten über den jüdischen Witz hat Landmann festgestellt, dass diesem Humor mit der Gründung des Staates Israel die Voraussetzung der Diaspora verloren gegangen sei. Tatsächlich spielt er in den meisten israelischen Filmen – mit Ausnahmen wie *Der Blaumilchkanal* nach einem Buch von Ephraim Kishon – kaum eine Rolle. Der filmische Witz ist nach Amerika ausgewandert. Dort mutiert er im urbanen Schmelzkessel New York vom provinziellen Shtetl-Humor zur aggressiven Klamauk-Expression, die Mel Brooks für sich beansprucht. Landmann sagt: „An die Stelle des geistvollen jüdischen Witzes tritt drüben mehr und mehr die Flucht in die psychoanalytische Behandlung. Auch sie lehrt schließlich, genau wie der Witz, die miserable Wirklichkeit zu durchschauen und sie dennoch mit guter Haltung zu ertragen.“ Womit man wieder bei Woody Allen als dem exemplarischen jüdischen Filmemacher des 20. Jahrhunderts angekommen ist. Seit fünfzehn Jahren geht Alvy Singer in *Der Stadtneurotiker* zum Analytiker, dann meint er: „Ich geb' ihm jetzt noch ein Jahr – und dann pilger' ich nach Lourdes.“

Zwei Brett'ln und ein g'führiger Schnee

Noa Szöllös ist gebürtige Ungarin, die bei Skirennen für Israel an den Start geht und in Österreich die Schule besucht und trainiert: im Herbst etwa auf dem Kaunertaler Gletscher.

VON RENÉ WACHTEL

Bei herrlichem Wetter sitze ich mit Noa Szöllös im Kaunertal auf 2700 Meter Seehöhe auf der Terrasse des Gipfelrestaurants. Sie kommt gerade von ihrem Schneetraining. Schon seit sieben Uhr in der Früh ist sie mit ihrem persönlichen Trainer Michael Stocker auf der Piste, „da war es noch dunkel und richtig kalt“. Es sind die letzten Vorbereitungen auf dem Gletscher für die kommende Skiwettkampfsaison.

An diesem Samstag ist aufgrund der Eröffnung des Snowboard-Parks viel los auf dem Gletscher. „In den letzten Tagen war es richtig ruhig, außer mir waren nur ein paar andere Skirennläufer zum Trainieren da. Weil es am Donnerstag geschneit hat, gibt es ideale Schneeverhältnisse. Da macht das Skifahren für mich mehr Spaß, als wenn wir alleine auf der Piste sind.“ Es ist ziemlich laut in der Hütte, kein Wunder: Wenn Snowboarder unterwegs sind, gibt der DJ den Ton und die Musik vor. Rund um uns tummeln sich Snowboarder und Skifahrer, viele sind aus Deutschland angereist. Noa trinkt zum Aufwärmen heißen Tee. Für das Training ist sie im dünnen Skidress der israelischen Nationalmannschaft unterwegs, jetzt ist sie dick eingemummelt.

Schon der Papa war Skirennfahrer

Neben ihr ein großer Rucksack für den Helm und die anderen Rennutensilien. Als Skirennfahrerin benötigt man immer viel Zeugs. Der Bus, mit dem sie unterwegs ist, ist vollgestopft mit Skiern, Stangen und diversen an-

deren Materialien. Ihr Ausrüster, der Skihersteller Kästle, hat ihr für diese Saison ein Dutzend Skier zum Testen bereitgestellt. Noa Szöllös, geboren 2003 in Budapest, aufgewachsen im steirischen Murau, stand schon im zarten Alter von zwei Jahren auf Skiern. Die Liebe zu den zwei Brett'ln und einem g'führigen Schnee liegt in der Familie, auch Papa Peter Szöllös war Skirennfahrer. In den 1990er Jahren startete er für Israel, sammelte einige

Weltcupfahrten, vertrat Israel bei den Skiweltmeisterschaften 1993 – und infizierte nicht nur Noa, sondern auch ihre älteren Brüder Benjamin (Jahrgang 1996) und Barnabas (Jahrgang 1998) mit dem Rennvirus.

Allerdings ist nun die kleine Schwester die erfolgreichste Skirennläuferin der Familie und hat bereits olympische Geschichte für Israel geschrieben, als das Land erstmals bei einem olympischen Winterbewerb Medaillen



© PETER SZÖLLÖS / NIVELCOSKI TEAM

Training in einer der größten Indoor-Skihallen im belgischen Peer.



einheimen konnte: Bei den Olympischen Jugend-Winterspielen in Lausanne 2020 fuhr sie Läuferinnen aus den großen Skinationen wie Österreich, Schweiz oder Frankreich davon und gewann Silber in der Alpinen Kombination sowie Bronze im Super-G. Dabei bestand ihr Betreuer-, „Team“ aus einer einzigen Person, nämlich ihrem Trainer Michael Stocker.

Im Gipfelrestaurant am Kaunertaler Gletscher erinnert sie sich, wie sie gemeinsam mit Stocker in der Hotelgarage die Skier präparierte, während für die anderen Rennläufer und -läuferinnen professionelle Teams mit viel technischem Know-how die besten Voraussetzungen schufen. „Aber trotzdem“, sagt sie fröhlich, „habe ich zwei Medaillen für Israel geholt.“

Größter internationaler Erfolg

Ihr bisher größter internationaler Erfolg waren gewiss die Olympischen Jugendspiele, persönlich wichtiger aber waren ihr voriges Jahr die ersten FIS-Punkte in ihrer Lieblingsdisziplin, dem Riesentorlauf, in San Giovanni di Fassa in Italien. Und, ja, klar sind die

Eltern megastolz. Samt Hund Corti sind sie auch jetzt im Kaunertal dabei, während sich die beiden großen Brüder in Italien auf die kommende Wintersaison vorbereiten.

Aber wie ist die gebürtige Ungarin eigentlich nach Österreich gekommen? „Gute Frage“, lacht sie, „der Papa ist schuld. Außerdem kann man in Ungarn nicht professionell Skifahren.“ Als Vater Peter bemerkte, dass alle drei Kinder nicht nur extrem begabt sind, sondern auch die nötige Portion Leidenschaft mitbringen, stellten er und seine Frau das Familienleben voll auf die Kinder ein. Die Familie übersiedelte in die Nähe von Wien, wo die Kinder richtig trainieren konnten. Noas erster Skiclub war der ÖSV Edelweiss in Wien, ihre ersten Skirennen fuhr sie mit sieben. Später übersiedelte die Familie nach Murau, Noa und ihre Brüder sollten dort die Skihauptschule besuchen. Deshalb spricht Noa auch mit leichtem steirischem Akzent. Der Vater war beruflich viel unterwegs, Mutter Dora kümmerte sich um die drei Kinder in Murau. Nach Abschluss der Hauptschule wechselte die ski-

narrische Tochter ans Trainingszentrum Waidhofen an der Ybbs (TZW), wo sie nächstes Jahr auch maturieren wird: „Das TZW ist das ideale Umfeld für mich – sowohl sportlich als auch schulisch, denn es ist voll auf junge Skirennsportler eingestellt“, erzählt sie und zählt stolz auf: „In der Schule waren auch schon Anton Steiner, Thomas Sykora, Hannes Trinkl, Katharina Zettl und Katharina Gallhuber.“

Erfolg durch harte Arbeit

Mittlerweile ist man am TZW auch stolz auf Noa: Wenn man die Homepage der Schule anklickt, poppt gleich auf der Startseite ihr Foto mit ihren Olympischen Medaillen auf. Was sie nach der Matura machen wird, weiß sie noch nicht: „Der Papa will unbedingt, dass ich einen ordentlichen Beruf erlernen soll.“

Er sagt immer, vom Skifahren wird man nicht leben können.“ Vielleicht wird Noa ja – wie ihre Brüder – ein Fernstudium beginnen. Irgendwann. Aber jetzt und in den nächsten Jahren gilt ihre Konzentration nur dem Skifahren. Da hat sie zwar keine Vorbil-

„Die Spiele in China werden sicher ein besonderes Erlebnis. Sportlich kommt es für mich ein bisschen früh. Ich denke, bei den Spielen 2026 werde ich größere Chancen haben. Aber aufregend wird es sicher!“

der, aber Ivica Kostelić war immer ihr Lieblingsskifahrer.

Erfolg, das hat sie bereits gelernt, ist das Ergebnis harter Arbeit: „Das Training am Gletscher ist wirklich sehr anstrengend. Wir beginnen immer in aller Früh. Und man spürt die Höhenmeter schon sehr. Heute konnten wir mit einem Skidoo das gesamte Material auf knapp dreitausend Meter hinaufbringen, von halb acht bis halb elf haben wir trainiert. Michael, mein privater Trainer, ist wirklich genau und arbeitet intensiv mit mir an meiner Technik. Dann wird auch im Renntempo trainiert – aber nur auf einer kurzen Strecke von bis zu 30 Sekun-

den. Mehr geht in dieser Höhe nicht. Nach drei Stunden ist das Training am Gletscher vorbei.“

Noa und ihr kleines Team sind viel unterwegs: Vor dem Kaunertaler trainierte sie am Hintertuxer Gletscher. Und weil die Bedingungen im Sommer in den Alpen suboptimal sind, fuhr man im Bus mehr als tausend Kilometer nach Peer in der belgischen Provinz Limburg, wo sich eine der größten Indoor-Skihallen Europas befindet. Zuletzt waren Noa, ihr Bruder Barnabas und ihr Trainer im September dort. „Wir trainieren dort in zwei Sessions, jeweils zwei Stunden am Vormittag und am Nachmittag.“ Zu Barnabas hat

sie eine besonders innige Beziehung, wiewohl er mittlerweile aus der gemeinsamen Wohnung in Waidhofen ausgezogen ist, weil er nach der Matura in Wien zu studieren begann.

Nächster Halt Peking

Doch die beiden eint, abseits des Skifahrens, eine weitere gemeinsame Leidenschaft: Sie sind große Metallica-Fans. Derzeit ist die ungarische Band Leander kills ihr Favorit. Irgendwann wollen die beiden auch zum Wacken-Musikfestival nach Norddeutschland, doch vorher geht es im Februar 2022 zu den Olympischen Winterspielen nach Peking. Noa hat sich – ebenso



© WACHTEL

Noa und ihr kleines Team unterwegs im Bus: Mehr als 1000 Kilometer liegen zwischen Hintertuxer Gletscher und Peer.



wie ihre Brüder – für Israel qualifiziert. Die medizinischen Checks finden im November in Israel statt. „Die Spiele in China werden sicher ein besonderes Erlebnis“, sagt sie, schränkt allerdings ein: „Sportlich kommt es für mich ein bisschen früh. Ich denke, bei den Spielen 2026 werde ich größere Chancen haben. Aber aufregend wird es sicher!“

Vielleicht wird sie ja auch bei der Eröffnung als Fahnenträgerin die israelische Flagge tragen. Sie ist stolz, für Israel zu starten, obwohl sie das Land eigentlich kaum kennt. Nur anlässlich einer Hochzeit hat sie es bereist und dabei auch ihre israelischen Verwandten kennengelernt. Damals besuchte sie Jerusalem und Tel Aviv, war am Toten Meer und in Massada.

Doch am besten kennt sie in Israel das Wingate-Institut für medizinische Tests oder Trainingsabstimmungen.

Fokussiert auf Erfolg

Meine Frage, ob sie im Skizirkus auch offenen Antisemitismus bemerkt hat, verneint sie: „Nein, überhaupt nicht, das war bis jetzt kein Problem. Hier im Skizirkus sind wir alle so fokussiert auf den Erfolg. Ich glaube, da kommen die Athleten gar nicht auf solche Gedanken.“ Das bestätigt wenig später Vater Peter, auch er hatte in seiner aktiven Zeit nie ein Problem mit Antisemitismus im Skirensport. Mit ihren Kolleginnen, speziell des NÖ-Skiverbandes, versteht sich Noa sehr gut. Man versucht auch, gemeinsame

Trainings zu organisieren. Aber wenn die Verhältnisse nicht passen, fahren Noa und ihr Trainer mit ihrem Bus einfach an einen anderen Trainingsort. Bisher war die junge Skirennläuferin nie schwer verletzt, „hoffentlich bleibt das auch so.“ Denn von ihren Kolleginnen weiß sie, wie anstrengend es ist, nach einer Verletzung wieder den Anschluss zu finden. Neuerdings hat Noa auch einen Mentaltrainer: Denn trotz toller Erfolge im letzten Jahr hatte sie am Ende der Saison einen emotionalen Durchhänger.

Peking ist noch Zukunftsmusik, zuerst kommt die Skisaison in Europa. „Ich will bei den ersten FIS-Rennen genügend Punkte sammeln, damit ich, wenn die Saison gut läuft, Ende März die ersten Weltcupstarts haben werde.“ Ihre Paradedisziplin? „Natürlich Riesentorlauf!“, braucht Noa nicht zu überlegen. In den nächsten Jahren will sie jedoch auch Abfahrt und Super-G intensivieren, „aber da müssen noch deutlich mehr Trainingsstunden dazukommen.“ Natürlich ist das auch eine finanzielle Angelegenheit: Ihr bisheriger Hauptsponsor ist die Firma Nivelco, das Unternehmen ihres Großvaters, seit Kurzem sind die Szöllös auch bei Kästle unter Vertrag.

Und für Olympia hilft auch das Israelische Olympische Komitee noch aus. „Aber wenn die Familie nicht dahinterstehen würde, dann könnte man nicht mehr als 150 Tage im Jahr unterwegs sein.“



Selfie mit Skikanone: René Wachtel und Noa Szöllös.

Umtriebig vielseitig



Auch im Salzkammergut zuhause: Marie-Theres Arnbom führt durch die Kaiservilla in Bad Ischl.

Marie-Theres Arnbom, Historikerin, Autorin, Kuratorin und Festivalgründerin, wird die neue Direktorin des Theatermuseums.

VON KATHARINA STOURZH

Für das Theatermuseum beginnt am 1. Jänner 2022 eine neue Ära, sieben Jahre, nachdem Marie-Theres Arnbom ebendort ihre erste, Fritz Grünbaum gewidmete Ausstellung präsentierte. Arnbom startet damit einen neuen Lebensabschnitt: Denn bisher hat die sich immer wieder selbst neu erfindende und unterschiedliche Veranstaltungsformate entwickelnde Historikerin als freischaffende Expertin reüssiert.

Einem größeren Publikum wurde Arnbom vor allem mit ihrer Buchreihe über arisierte Villen am Attersee und Traunsee, in Bad Ischl und in Pötzleinsdorf bekannt. Beseelt von dem Gedanken, „den Menschen ihre Geschichte zurückzugeben“, porträtiert sie die zumeist jüdischen ehemaligen Besitzer und deren Nachfahren. Und

mitunter lernten einander dank ihrer Recherchen weit verstreute Familienmitglieder erstmals kennen. Respektvoll, in einer ganz besonderen Weise, zeichnet sie in ihren Arbeiten die Geistes- und Kulturgeschichte einer Epoche nach.

Forschen und vermitteln

Den Menschen ihre Geschichte zurückzugeben ist tatsächlich ihr Lebensmotto. Bereits in ihrer Dissertation über Stefan Herz-Kestraneks Lebenserfahrungen in der Emigration, die sie später – gemeinsam mit dessen Sohn Miguel Herz-Kestranek – erweiterte und als Buch herausbrachte, zeichnet sich diese Idee ab.

Auch im Musiktheater, ihrer großen Leidenschaft, galt das Interesse ihrer Forschungen in besonderer Weise den vertriebenen, vergessenen jüdischen Künstlerinnen und Künstlern. Sie gründete das Forschungsinstitut für Operette und Unterhaltungsmusik, kuratierte im Theatermuseum die Ausstellung *Welt der Operette. Glamour, Stars und Showbusiness* und schrieb ein Buch über vertriebene Sänger und Sängerinnen, Dramaturgen und Kapellmeister der Wiener Volksoper (*Ihre Dienste werden nicht*

mehr benötigt). In St. Gilgen wiederum, wo ihre Familie seit mehr als hundert Jahren die Sommerfrische verbringt, gründete sie 2004 das Kindermusikfestival St. Gilgen, das sich inzwischen als ein Fixtermin des Kultursommers etabliert hat. „In Sankt Gilgen trage ich gerne Dirndl, denn es gehört für mich zur Geschichte des Salzkammerguts“, so Arnbom. „Ich lasse mir die Pflege dieser Tradition nicht von irgendwelchen politischen Parteien nehmen.“

Gemeinsam mit ihrem Mann, dem Genealogen und Chemiker Georg Gausch, zugleich Eigentümer des renommierten Wiener Kleidergeschäfts Jungmann & Neffe, begibt sie sich regelmäßig auf Spurensuche auf jüdische Friedhöfe Altösterreichs und legt die Grabsteine als mitunter einzige Quelle der Geschichtsschreibung frei.

In die Wiege gelegt

Die Begeisterung und das Interesse für Geschichte(n) und (Musik-)Theater wurden Arnbom bereits in die Wiege gelegt: Ihr Vater war Regisseur beim schwedischen Fernsehen, ihre Mutter arbeitete viele Jahre im Konzerthaus. Die Tatsache, dass ihr Urgroßvater Robert Winterstein als ehemaliger Justizminister und Ankläger im Prozess gegen die Dollfuß-Mörder nach Dachau deportiert und dort ermordet wurde, führte zu einer ausführlichen Korrespondenz mit dem Juristen und Buchautor Philipp Sands, der in seinem Buch *Die Rattenlinie* (siehe *NU* 1/2021) die Vergangenheit Otto Wächters akribisch nachzeichnet. Wächter war es, der Robert Winterstein als politisch Verfolgten aus dem öffentlichen Dienst entließ.

Arnboms oft unkonventioneller Zugang zu Themen, ihre Neugier und Offenheit, die sie in ihrer bisherigen Arbeit angetrieben haben, werden sich wohl auch in ihrer Direktion widerspiegeln. Auch im Theatermuseum wird sich Marie-Theres Arnbom der zeithistorischen Aufarbeitung widmen, vertriebene Theatermenschen vor den Vorhang holen und ihnen ihre Geschichte zurückgeben.



Veranschaulichung von Mechanismen des Wiener NS-Kunstbetriebes oder dreiste Spekulation? Blick in die Ausstellung „Auf Linie“.

Die Ausstellung „Auf Linie“ im Wien Museum MUSA setzt sich mit der Geschichte des Wiener NS-Kunstbetriebs auseinander. Ein gelungener Zugang oder eine vergebene Chance? Zwei Ansichten.

Wiener Kunst von Goebbels' Gnaden

VON ANNE-CATHERINE SIMON

Direkt neben dem Wien Museum MUSA, im Rathaus, befand sich einst das Kulturamt der Stadt Wien. Dort wurden im Nationalsozialismus Künstler gefördert, Auftragsarbeiten verteilt, Wettbewerbe ausgeschrieben. Was in Wien zu sehen sein sollte an Heldenstatuen, arischen Familienidyllen oder hakenkreuzgeschmückten Stadtbildern, wurde hier gesteuert. Stilistisch war trotz enger Grenzen so einiges vertreten. Doch eines hatten all diese unterschiedlichen Künstler gemeinsam: Sie waren Mitglieder in der von Goebbels gegründeten Reichskammer der bildenden Künste – genauer, ihrer Wiener Dependence mit Standort im Künstlerhaus. Nur wer hier aufgenommen wurde, durfte seinen Beruf öffentlich ausüben.

„Wegen jüdischer Versippung abgelehnt.“ – „Der Genannte bietet nach seinem bisherigen politischen Verhalten nicht die Gewähr dafür, dass er jederzeit rückhaltlos für den nationalsozialistischen Staat eintreten wird.“ – „Die politische Unbedenklichkeit des Mannes kann nicht ausgesprochen

werden.“ So lauten nur einige Beurteilungen, die man in der Ausstellung *Auf Linie. NS-Kunstpolitik in Wien* sehen kann.

Doch um die abgelehnten, die verdrängten, verfemten und vertriebenen Künstler geht es in dieser Schau nur am Rande. Etwas anderes lang Verdrängtes wird hier präsentiert: die Kunstpolitik im Wien der NS-Zeit und die Kunst, die damals entstand. Sie verstaubte bisher weitgehend in den Sammlungen von Wiener Museen und Archiven.

Der Schau zugrunde liegen aber gar nicht so sehr diese Bilder (auch wenn eine Auswahl davon zu sehen ist), sondern Papiere über Papiere, entdeckt und zum ersten Mal aufgearbeitet, aus der Wiener Dependence der Reichskammer. Es sind 3000 Mitgliederakten, die Aufschluss darüber geben, wie Künstler sich beworben haben, wie in der Kammer künstlerisch, politisch und „rassisch“ über sie geurteilt und beraten wurde.

Dazu gehört auch eine intensive Korrespondenz zwischen Wien und Berlin; denn die Letztentscheidung über Aufnahmen, Ablehnungen oder auch Ausnahmeregelungen traf die Goebbels unterstellte Berliner Zentrale. Deren Akten sind weitgehend

verloren, deswegen sind die Wiener Bestände auch für die deutsche Forschung eine Entdeckung.

Sie fanden sich im Archiv der Berufsvereinigung der bildenden Künstler Österreichs, die sie mit Kriegsende übernommen hatte. Deren Leiter, Karl Novak, hat sie alle geordnet und mittels digitaler Datenbank erschlossen. Auf Grundlage dieses Materials schrieben die Kunsthistorikerinnen Ingrid Holzschuh und Sabine Plakolm-Forsthuber ihr Buch *Auf Linie. NS-Kunstpolitik in Wien*. Auf dieser Forschungsarbeit wiederum beruht die Ausstellung.

Einzelne Künstlerbiografien findet man hier, anders als im Buch, nur wenige. Die Schau konzentriert sich sinnvollerweise darauf, die wichtigsten Züge, Mechanismen und Akteure des Wiener NS-Kunstbetriebes intellektuell und zugleich sinnlich lebendig zu veranschaulichen. In einem teils depotartig bunt vollgeräumten Ambiente gelingt ihr das auch. So schlimm wie aus heutiger Perspektive bizarr, was man hier alles zu sehen bekommt: die Fragebögen über (un)arische Großeltern oder (un)arische Kinder, ideologische Reinheitsbeteuerungen und Denunziationen, fast schon mittelalterlich aussehende Gobelins mit NS-Slogans, hünenhafte

Sportler, Pferde, Adler... Es beginnt mit einer doppelten Entrée: einerseits zur Oskar-Kokoschka-Ausstellung, die zunächst von der – bereits vor dem „Anschluss“ nazifreundlichen – Secession hintertrieben wurde, bevor sie 1937 doch noch stattfand. Andererseits der Kunstwettbewerb der Olympischen Sommerspiele in Berlin, bei dem Österreich hinter Deutschland auf Platz zwei landete. Gleich danach der Ölschinken *Sinkende Nacht* vom Secessions-Präsidenten Rudolf H. Eisenmenger, mit dem er 1936 auf der Biennale in Venedig reüssierte. Unter ihm wurde das mit der Secession fusionierte Künstlerhaus nach dem „Anschluss“ zu einem zentralen Ort der Propaganda-Ausstellungen.

Oswald Haerdtl, Gustinus Ambrosi, Richard Teschner, Carl Auböck – auch diese klingenden Namen tauchen hier auf. Österreichische Künstler aus Hitlers und Goebbels' „Gottbegnadeten“-Liste werden ebenso vorgestellt wie Personen aus der Sonderliste der „unersetzlichen“ Künstler. Und gezeigt wird auch, wie einige ins NS-System verstrickte Künstler nach Kriegsende relativ nahtlos zu Staatskünstlern wurden.

Der Artikel erscheint mit freundlicher Genehmigung der Tageszeitung „Die Presse“.

G'schamig, aber dreist

VON THOMAS TRENKLER

Der Untertitel zur Ausstellung *Auf Linie* klingt spröde: Das Wien Museum beschäftigt sich im Ausweichquartier MUSA mit der NS-Kunstpolitik beziehungsweise der Reichskammer der bildenden Künste. Die MA7, die Kulturabteilung, ist schließlich eine Gründung der Nationalsozialisten: Ein halbes Jahr nach dem „Anschluss“ Österreichs ans Deutsche Reich war das neue Kulturamt unter der Leitung von Hanns Blaschke für die Museen, Archive, Theater, Büchereien usw. zuständig.

Blaschke hatte sich 1934 als NSDAP-Mitglied am erfolglosen Juliputsch beteiligt, er „arisierte“ 1938 eine Villa in Hietzing, wurde 1943 Bürger-

meister und 1944 SS-Brigadeführer. Wiewohl 1948 wegen Hochverrats zu sechs Jahren Haft verurteilt, kam er bereits 1949 wieder frei. Ein typisch österreichisches NS-Täterschicksal also.

Das Wien Museum verknüpft die ideologische Arbeit des Kulturamts (darunter die Ausrichtung von Wettbewerben) mit den Aktivitäten der Reichskammer der bildenden Künste. Die Mitgliedschaft war Voraussetzung für jede künstlerische Berufsausbildung in der „Ostmark“ – und über jeden Künstler wurde eine Akte angelegt.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs übergab man diese der Berufsvereinigung der bildenden Künstler Österreichs zur treuhänderischen Verwahrung. Der im Mai 2020 gestorbene Bildhauer Karl Novak digitalisierte als Präsident der Berufsvereinigung den Bestand und erschloss ihn für die Forschung, wie Ingrid Holzschuh und Sabine Plakolm-Forsthuber im Katalog schreiben.

Matti Bunzl, der Direktor des Wien Museums, spricht nun von einem „unglaublichen Fund“, den die beiden Kuratorinnen gemacht hätten. Doch was offenbaren die Akten Erstaunliches? Dass „Volljuden“ von der Mitgliedschaft ausgeschlossen waren? Dass die Antragsteller den „Ariernachweis“ zu erbringen hatten? Dass die „politische Zuverlässigkeit“ überprüft, dass unliebsamen Künstlern die Aufnahme verweigert wurde? Dass sich andere anbiederten, um weiterarbeiten zu können?

Das Wien Museum peppt den Papierkram – die beiden Kuratorinnen präsentieren anhand von Dokumenten und Aktennotizen diverse Einzelschicksale – daher ordentlich auf. Mit Nazi-Kunst. Oder Kunst, die den Nazis gefiel (etwa aus der „Systemzeit“). Im MUSA sieht man viele Hakenkreuze wie künstlerisch Unerhebliches.

Matti Bunzl verknüpft mit der Präsentation die Frage, wieso die öffentliche Hand die Bewahrung der Objekte auch heute noch finanzieren soll. Dass in der NS-Zeit „gefällige Ideologiekunst ihren Weg in die Bestände des Wien Museums fand“, sei nicht weiter verwunderlich, schreibt Bunzl. Aber müsste es nicht einen „Denkmalsturm“ geben? Denn die Erhaltung der Objekte

„kostet Geld“, er spricht sogar von „einem Vermögen“, auch wenn er den Betrag nicht zu beziffern vermag.

Anzumerken ist, dass es gerade einmal 1000 Objekte aus der NS-Zeit im Wien Museum gibt – sie machen weniger als ein Promille des Gesamtbestandes aus. So what? Die Lagerkosten können daher nicht weiter ins Gewicht fallen. Sich bloß mit einem Digitalisat zu begnügen, wie Bunzl vorschlägt, kann nicht der Weisheit letzter Schluss sein. Denn wer vermag heute zu beurteilen, welche Fragestellungen sich in der Zukunft ergeben?

Noch mehr erstaunt, dass man sich sogar Leihgaben beschafft hat (etwa aus dem MAK und dem Stadtmuseum St. Pölten), damit die Ausstellung richtig fährt. Man tut also g'schamig, setzt aber bewusst die Aura des Originals ein. Wäre es wirklich nur darum gegangen, die Strategien der Reichskulturkammer beziehungsweise des Kulturamtes zu analysieren, hätten auch Illustrationen oder Faksimiles gereicht. Die Ausstellung ist daher spekulativ, ja dreist.

Natürlich nicht ganz ungebrochen. Die Inszenierung vermittelt, dass man sich nicht die Hände schmutzig machen will. Die NS-Kunstwerke bleiben daher in den Transportkisten aus Holz. Doch in die Deckel wurden Glasscheiben eingepasst. Und auf den Kisten, zu Schreinen geworden, steht „FRAGILE“: Die Kunst, in diesem Falle die NS-Kunst, solle sorgsam behandelt werden („handle with care“). Man erreicht mit dem Ausstellungsdisplay also genau das Gegenteil von dem, was man eigentlich wollte.

Der Katalog zur NS-Kunst(politik) wurde übrigens in einer Tragtasche des Wien Museums überreicht. Auf ihr steht: „Die Vergangenheit war noch nie so schön wie heute.“ Ob das zynisch gemeint war?

Dieser Text erschien erstmals im „Kurier“ und wurde für „NU“ leicht adaptiert.

„Auf Linie. NS-Kunstpolitik in Wien“
Wien Museum MUSA
Bis 24. 4. 2022

Wie man zum Juden geprügelt wird

© STERN PICTURES



Die Verfilmung „Ein nasser Hund“ von Autor und Regisseur Damir Lukačević verlegt das Geschehen in die Gegenwart: Doğuhan Kabadai als rebellischer Soheil.

Arye Sharuz Shalicar erzählt in „Ein nasser Hund ist besser als ein trockener Jude“ von seinem Leben als Deutsch-Iraner, der nach Israel auswanderte und für das israelische Außenministerium arbeitete. Anlässlich des Kinostarts in Deutschland wurde die Autobiografie neu aufgelegt.

VON RENÉ WACHTEL

Geboren wurde Arye Sharuz Shalicar 1977 als Sohn persischer Juden in Göttingen, aufgewachsen ist er allerdings in Berlin, zunächst in Spandau. Später übersiedelte die Familie in den von muslimischen Zuwanderern geprägten Stadtteil Wedding. Der Ausländeranteil beträgt hier über fünfzig Prozent, viele Araber leben im Wedding, ebenso Türken, Kurden und Afghanen. Israelhass und antisemiti-

sche Parolen sind Alltag. Dem Teenager Arye war die Tatsache, dass er Jude war, zunächst herzlich egal. Er verstand sich mit seinen arabischen und türkischen Schulfreunden, wegen seiner iranischen Herkunft wurde er als einer der ihnen angesehen.

Doch das sollte sich radikal ändern, als sich herausstellte, das Arye Jude ist. Immer wieder bezog er von den Jugend-Gangs Prügel, wurde antisemitisch beschimpft, sogar mit dem Messer bedroht.

Welt der Jugendbanden

Ein befreundeter Kurde half ihm dabei, sich in dieser Welt der Jugendbanden emporzuarbeiten, und er machte sich in der Sprayerszene einen Namen, allerdings trugen ihm die Graffiti auch Zoff mit der Polizei ein. Arye, der keine besondere jüdische Erziehung genossen hatte, begann sich mehr und mehr mit seinem Judentum zu identifizieren und mit Israel zu beschäftigen.

Nach Matura und Wehrdienst reiste er nach Israel und beschloss nach einem Jahr in einem Kibbuz, im Land zu bleiben. Heute ist Arye Shalicar verheiratet, Vater zweier Kinder und stol-

zer Israeli. Die Zeit im Wedding, der Juden- und Israelhass, der ihm entgegenschlug, prägten ihn stark. Shalicar thematisiert in seinem Buch auch das Versagen des deutschen Staates, der Schattengesellschaften wie in Berlin und vielen anderen Großstädten einfach zulässt. In Rückblicken erzählt er auch über das Leben seiner Eltern im Iran, wo es bereits vor der islamischen Revolution Antisemitismus gab. Er beschreibt, wie die Juden in Ghettos lebten und als Menschen zweiter, dritter Klasse angesehen wurden. Der Titel des Buches nimmt darauf Bezug: „Ein nasser Hund ist besser als ein trockener Jude!“ war ein beliebter Spruch in Babol, der Stadt, in der seine Eltern aufwuchsen.

Anlässlich des Kinostarts der Verfilmung unter dem Titel *Ein nasser Hund* im September ist die Autobiografie zehn Jahre nach ihrer Erstveröffentlichung nun auch als Taschenbuch erschienen. Bei der Kinoadaptation führte Damir Lukačević Regie, die Hauptrolle übernahm der 20-jährige türkischstämmige Schauspieler Doğuhan Kabadai.



Arye Sharuz Shalicar
Ein nasser Hund ist besser als ein trockener Jude
dtv taschenbuch, 2021
248 S., EUR 11,30,-

Erfolgsstory und Klischee

© JMW



Salomon Rothschild (1774–1855,
Porträt von Theodor Mayerhofer)

Die Ausstellung „Die Wiener Rothschilds“ präsentiert die Geschichte des Wiener Zweigs der berühmten und einflussreichen jüdischen Familie.

VON GABRIELE KOHLBAUER-FRITZ
UND TOM JUNCKER

Der sagenhafte Aufstieg der aus Frankfurt stammenden Bankiersfamilie Rothschild zu den führenden Bankhäusern und Industriellen Europas setzte Anfang des 19. Jahrhunderts ein. Der Schlüssel ihres Erfolgs lag in der Modernität des Familienunternehmens: Länderübergreifende Netzwerke, Kommunikation und Corporate Identity charakterisierten das Unternehmen der fünf Rothschild-Brüder.

Trotz des patriarchalen Familien- und Geschäftsmodells spielten die Rothschild-Frauen eine wesentliche Rolle, und so kursieren etwa zahlreiche Anekdoten über den Einfluss der Matriarchin Gutle Rothschild. Viele ihrer Nachfahren engagierten sich



Gutle Rothschild (1753–1849, Moritz
Daniel Oppenheim, The Rothschild Archive)

in Kunst und Philanthropie. Im Laufe der Jahre wurde der Name Rothschild zum positiven Symbol für eine jüdische Erfolgsgeschichte, jedoch auch zum negativen Klischee der antisemitischen Propaganda.

Die Geschichte der Rothschilds in Wien reicht bis zur Ankunft von Salomon Rothschild in der Hauptstadt des Habsburgerreiches im Jahr 1816 zurück, wo er enger Mitarbeiter und Finanzier des österreichischen Staatskanzlers Fürst Klemens von Metternich wurde. Betrachtet man die Geschichte der Rothschilds in Wien und Österreich, liest sie sich in Teilen wie ein Krimi. Denn die Wiener Rothschilds waren wiederholt in große politische, wirtschaftliche und soziale Konflikte verwickelt.

Metternichs Fluchthelfer

Eine Krise erschütterte das Haus Rothschild während der Revolution des Jahres 1848. Im Unterschied zu den meisten Wiener Jüdinnen und Juden, die ein Ende des Feudalsystems herbeisehnten, hielten die Rothschilds eisern zu Metternich und finanzierten ihm die Flucht aus Wien. Schließlich

musste auch Salomon Rothschild inkognito bei Nacht und Nebel die Stadt verlassen – eine Geschichte, die Stoff für mehrere Kriminalromane abgab.

Die erste große wirtschaftliche Niederlage erfuhr die Bankiersdynastie im Zuge des Ersten Weltkriegs, der große Vermögensverluste zur Folge hatte. Gleichzeitig verschärfte sich die antisemitische Hetze gegen die als Sinnbild des entfesselten Kapitalismus gezeichneten Rothschilds. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Österreich im März 1938 setzte ein beispielloser Raubzug an jüdischem Vermögen ein, in dessen Fokus auch die Besitzungen der Rothschilds standen.

Restitution

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erhielten die Wiener Rothschilds einen Teil ihres Vermögens restituiert, im Gegenzug für Zwangswidmungen wesentlicher Kunstwerke an österreichische Museen. So wurden sie quasi ein zweites Mal beraubt.

Es dauerte mehr als fünfzig Jahre bis zur Rückgabe der verbliebenen Kunstwerke an die Familie. Aber die Geschichte der Rothschilds in Österreich geht weiter: Bis heute kämpft ein Rothschild-Enkel vor Gericht um die Zukunft der Nathaniel Freiherr von Rothschild'schen Stiftung für Nervenranke, das heutige Neurologische Zentrum Rosenhügel (siehe „Eine Geschichte der Verdrängung“ in NU 85).

Ziel der Ausstellung ist es, Mythen und Vorurteile abzubauen, die Errungenschaften der Familie für die Stadt Wien und das Land zu unterstreichen und Spuren des materiellen und immateriellen Erbes der Rothschilds in Österreich sichtbar zu machen.

Gabriele Kohlbauer-Fritz und Tom Juncker
sind Kuratorin und Kurator der Ausstellung.

„Die Wiener Rothschilds. Ein Krimi“
Jüdisches Museum Wien
8. 12. bis 5. 6. 2022



Längst zur Kultserie avanciert: Rona-Lee Shim'on im israelischen Serienblockbuster „Fauda“ (seit 2015).

Große Attraktionen im kleinen Format

Das kleine Israel bringt große TV-Unterhaltung hervor. „Hit & Run“ lautet der Titel der neuesten Thrillerserie, in der „Fauda“-Star Lior Raz wieder als Einzelkämpfer auf die Bildschirme zurückkehrt.

VON GABRIELE FLOSSMANN

Fauda (zu Deutsch: *Chaos*) ist eine Action-lastige Serie über israelische Undercover-Agenten in den Palästinensergebieten. Sie geben sich als Palästinenser aus, um terroristische Netze zu unterwandern. Rund eine Million Zuschauer sahen die erste Folge der dritten Staffel im israelischen Fernsehen, ein Neuntel der Bevölkerung. Seitdem Netflix 2016 die Rechte gekauft hat, ist die Serie international ebenfalls populär. „Wer den Nahostkonflikt verstehen will, muss *Fauda* ansehen“, schrieb die *Neue Zürcher Zeitung*. Über den Erfolg wundert sich selbst der Autor Avi Issacharoff. Denn es gehe in der Serie „um so viel Schmerz, Tragödien, Konflikt, Kriege, Dinge, die Israelis fast jeden Tag in den Nachrichten sehen. Trotzdem lieben sie die Show.“ In *Hit & Run* spielt Lior Raz einen Witwer, der nach ei-

nem „Unfall“ seiner Frau mit Fahrerflucht herauszufinden versucht, wer die Frau, mit der er zusammenlebte, eigentlich war. Sein Leben gerät völlig aus den Fugen. Auf der Suche nach der Wahrheit über den Tod seiner Frau landet er in einem gefährlichen Netz aus Lügen und Intrigen, das von New York bis nach Tel Aviv reicht. Was die amerikanische Tänzerin Dani an dem Israeli Segev gefunden haben könnte, liegt tatsächlich nicht auf der Hand. Neben der graziösen Schönheit wirkt der glatzköpfige Touristen-Guide mit dem Stiernacken umso plumper. Doch sie hatte ihn geheiratet, kam offenbar wunderbar mit seiner Tochter aus erster Ehe zurecht und lebte – bis zum heimtückischen „Unfall“ – offenbar glücklich in Tel Aviv mit ihm zusammen. Im Laufe seiner Recherchen wird er sagen, es sei klar gewesen, dass



© JOJO WILDENETFLIX

Lior Raz als Segev Azulai lässt in der aktuellen Thrillerserie „Hit & Run“ der mysteriöse Unfalltod seiner Frau keine Ruhe.

mit dieser Frau etwas nicht stimmen konnte. Sie sei viel zu attraktiv gewesen für einen wie ihn.

Hybride Existenzen

Der Erfolg israelischer Serien wie etwa *Shtisel*, in der die Lebenswelt ultraorthodoxer Juden in Jerusalem erforscht wird; oder die humorvolle Familientherapie *La Familia* liegt darin begründet, dass diese Formate realistische Einblicke in die Verworfenheit des Lebens in Israel geben. Die erste Staffel der TV-Serie *The Writer* wurde 2016 sogar prestigeträchtig auf den Filmfestspielen von Berlin präsentiert. Diese Serie beobachtet die Realität einer hybriden, israelisch-palästinensischen Existenz sowie den persönlichen und politischen Tribut, den sie vom Einzelnen fordern kann. Dabei wirft sie einige sehr pointierte persönliche Fragen auf: Nutze ich meine Identität aus? Schreibe ich die Wahrheit? Kann ich über etwas anderes schreiben oder über jemand anderen? Ist das der Weg, den ich für mich gewählt habe? Und stellt das alles in Frage, was ich bisher für selbstverständlich gehalten habe – meine

Ehe, meine Familie, meine Karriere als Schriftsteller und sogar die Wahl Israels als Heimat? All diese Serien zeugen vom internationalen Klasseformat israelischer Fernsehproduktionen. Sie wirken auf Zuschauer rund um die Welt offenbar wie Klebstoff, der sie in der Sitzgarnitur vor den Bildschirmen festhält. Sei es im Original oder in Form von Adaptionen – wie etwa *Homeland* oder *In Treatment*.

Erstaunliche Diversität

Der Aufschwung der typisch israelischen TV-Unterhaltung zu weltweit anerkannten Formaten begann 2010 mit *Hatufim*, einem Drama um drei entführte Soldaten, das als Vorbild für die US-amerikanische Erfolgsserie *Homeland* diente. Die Serie habe „die Tür zum amerikanischen Markt geöffnet“, sagt der Autor Gideon Raff. „Denn wenn die Amerikaner finanziellen Erfolg sehen, bewirkt das etwas.“ Raff weiß, wovon er spricht: Er verkaufte die Rechte für die Entwicklung einer amerikanischen Version von *Hatufim* 2009 an 20th Century Fox Television – noch bevor der Dreh des israeli-

schen Originals begonnen hatte. Dem 47-Jährigen, der in Los Angeles lebt, kam die Idee zu der Serie, als er bei Besuchen in Israel merkte, wie sich das Land in seiner Abwesenheit verändert hatte.

Wie mussten sich dann erst frühere Kriegsgefangene und Entführungsoffer fühlen, die nach jahrelanger Abwesenheit wieder nach Hause kamen? Der US-Sender HBO produzierte das Teenagerdrama *Euphoria* auf Grundlage einer gleichnamigen israelischen Mini-Serie, und *Pilpelim Tzhehubim*, eine Serie über eine Familie mit einem autistischen Jungen, diente als Grundlage für britische, griechische und niederländische Versionen.

Die Liste ließe sich fortsetzen – und sie ist erstaunlich lang für ein Neun-Millionen-Einwohner-Land mit schmalem Budget für TV-Produktionen. Israelische Fernsehproduzenten müssen mit wesentlich kleineren Budgets auskommen als ihre amerikanischen Kollegen. So kostete etwa die Produktion der gesamten zwölfteiligen *Fauda*-Staffel zwischen 2,8 und drei Millionen US-Dollar. Die erstaunliche Diversität israelischer TV-Serien

Der Erfolg israelischer Serien wie etwa „Shtisel“ oder „La Familia“ liegt darin begründet, dass diese Formate realistische Einblicke in die Verworrenheit des Lebens in Israel geben.

entspricht der Vielfalt von Menschen unterschiedlicher religiöser, kultureller und politischer Prägung, die in Israel auf engem Raum zusammenleben: Juden, Muslime, Christen, Drusen, Säkulare, Ultraorthodoxe, Friedensaktivisten und militante Siedler. Dazu kommt die Dauerfehde mit den Palästinensern. Die israelischen Serien können in diesem Land die Themen quasi von der Straße auflesen.

Besondere Würze

Und offenbar ermutigt gerade der kleine Markt zu besonders großen Träumen. Weil ihr heimisches Publikum so klein ist, bemühen sich viele Autoren und Produzenten von vornherein, ein Programm oder Format zu entwickeln, das auch international funktionieren könnte. Was auf jeden Fall international funktioniert, ist der

jüdische Humor, der die besondere Würze israelischer Serien ausmacht. Besonders schwarz ist der Humor in *Stockholm*. Diese Serie erzählt die Geschichte von vier 70-Jährigen, die einen gemeinsamen Freund tot in seinem Bett finden. Der Verstorbene galt als heißer Kandidat für den Wirtschaftsnobelpreis.

Die vier beschließen, den Tod ihres Freundes geheim zu halten, damit er als Kandidat im Rennen bleibt, was allerlei unterhaltsame Verwicklungen nach sich zieht. „Schade, dass gerade du überlebt hast!“ Das schreit eine der *Stockholm*-Heldinnen einem Holocaust-Überlebenden ins Gesicht, nachdem der ihr angeblich an die Brust gefasst hat. Über Szenen wie diese, bei denen es österreichischen Zuschauern (hoffentlich!) mulmig wird, können Israelis offenbar lachen. Weil viele von

ihnen den Holocaust erlebt haben, ist schwarzer Humor vielleicht ein Ventil für den Überdruck an Emotionen. Christina Christ von der Produktionsfirma Keshet Tresor Fiction, als Produzentin für die deutsche Adaption von *Stockholm* verantwortlich, sieht das ähnlich.

Der israelische Humor sei bissiger, meint sie, direkter und mutiger. Von *Stockholm* wurde auch ein deutscher Ableger produziert – unter dem Titel „Unter Freunden stirbt man nicht“, in Zusammenarbeit mit dem Fernsehsender Vox und dem Streaming-Dienst TV Now. Die Hauptrollen spielen Iris Berben, Heiner Lauterbach, Adele Neuhauser, Michael Wittenborn und Walter Sittler.



„Hatufim“ (2010–2012) wurde als Original seiner US-Version „Homeland“ berühmt.

ELECTRO-PHYSIOLOGIE PHOTOGRAPHIQUE.



Elektrischer Strom hilft auch: Der französische Arzt Guillaume Duchenne (links) entdeckt mit seinen berühmten Studien den „Muskel der Freude“.

Treffen sich zwei, kommt einer nicht

Wie unterhält man sich witzig über den Witz? Ronni Sinai und Nathan Spasić stellen wie immer die richtigen Fragen und geben die entsprechenden Antworten.

Nathan: Ronni, kennst du den? Mordechai steht in seinem Garten in Floridsdorf, schmeißt eine Handvoll Münzen in die Luft und ruft: „Herr, mach, dass ich gewinn die Lotterie!“ Nichts geschieht. Das wiederholt er einige Wochen lang. Nach zwei Monaten tut sich plötzlich der Himmel auf und eine mächtige Stimme erschallt: „Gib mir a Chance, kauf dir a Los!“

Ronni: Wie schön, dass dir der Humor

nicht vergangen ist in Zeiten wie diesen, mein Lieber. Wobei, wann waren die Zeiten schon besser? Als Grünbaum, Farkas, Kreisler und Kollegen noch lebten? Die hatten allerdings auch nicht immer gerade leicht lachen im Leben. Ist dir eigentlich aufgefallen, dass es wenige bekannte Protagonistinnen des jüdischen Humors zu dieser Zeit gab? Heute übrigens auch nicht – abgesehen davon, dass es überhaupt an Nachwuchs in dieser

Disziplin fehlt. Ist jüdischer Humor gar männlich?

Nathan: Heißt ja auch nicht *die* Humor. Aber Spaß beiseite, ich denke nicht, dass er männlich ist. Auch zweifle ich daran, dass die Zeiten früher besser waren. Jedenfalls, in deinem sehr lesenswerten Artikel auf den Seiten 25 und 26 teilst du ja einige Kostproben aus *The Kominsky Method*, einer typisch jüdischen Serie, wie du schreibst. Da haben wir es wieder: ein Epos zweier alter Männer über das und jenseits des gleichen immerwährenden Themas, den Tod. Denkst du, ist es typisch jüdisch, weil jüdischer Humor oft vom Tod handelt? Und, was ist denn überhaupt jüdischer Humor? Viele verwechseln das heutzutage mit geschmacklosen Witzen über die dunkelste Zeit des 20. Jahrhunderts.

Ronni: Was ist jüdischer Humor? Jingle, jetzt stellst du endlich die richtigen Fragen!

Nathan: Jüdisch ist der Witz, weil er das urtypisch Jüdische darstellt: das nie enden wollende Gespräch, die Argumentation ad absurdum, das schonungslose Zanken. Oft auch mit einer gewissen Selbstironie gepaart. Franz Rosenzweig schrieb: „Jüdische Frömmigkeit und jüdischer Witz wohnen im gleichen Organ, im jüdischen Herz; und dahin führt kein Weg aus fremden Hirnen oder fremden Herzen.“ Denkst du, kann man das so sagen? Ist ein jüdischer Witz weniger lustig, wenn er von Nicht-Juden erzählt wird?

Ronni: Nicht nur weniger lustig, er könnte mitunter sogar rassistisch oder gar antisemitisch ausgelegt werden. Wie dieser: Sieht ein New Yorker Jude in der U-Bahn einen Schwarzen beim Lesen der *Jerusalem Post* und spricht ihn an: „Schwarz allein genügt dir nicht?“ Ganz und gar nicht politisch korrekt. Trefflich beschreibt dieses Paradoxon der deutsche Comedian Oliver Polak in seinem Buch *Ich darf das, ich bin Jude*. Ganz zu schweigen von Lisa Eckhart, mit der haben wir ja schon einmal abgerechnet. Ich glaube, jüdischer Humor und Wokeness, das geht sich nicht immer gemeinsam aus, oder wie siehst du das?

Nathan: Jüdischer Humor ist vielleicht nicht woke, dafür oftmals ein ordentlicher Wachrüttler. Schließlich speist er sich meist aus den Erfahrungen in der Diaspora, dem von der Mehrheitsgesellschaft entgegengebrachten Antisemitismus, und bringt diese Realität humorvoll auf den Punkt. Manchmal auch auf eine sehr zynische Art und Weise. Einen der drei Witze, die ich mir merken kann, erzähle ich gerne. Der in die Jahre gekommene Schmuël kehrt im Winter 1962 nach langer Flucht in seine Heimat Wien zurück und kommt am ehemaligen Südbahnhof an. Beißende Kälte und er muss aufs WC. Also fragt er einen Mann: „Entschuldigen Sie, waren Sie ein Nazi?“, der Mann antwortet: „Was fällt Ihnen ein?! Selbstverständlich nicht.“ Also geht er zum Nächsten, dieser reagiert ebenso empört. Schließlich fragt er einen dritten Herrn: „Waren Sie ein Nazi?“, dieser antwortet gelassen: „Ja, ich war ein Nazi.“ Schmuël erwidert sichtlich erleichtert: „Sie sind a ehrlicher Mensch, bitte passen S’ doch kurz auf meine Koffer auf.“

Ronni: Den habe ich schon lange nicht mehr gehört. Aber Stichwort Ehrlichkeit: Grün erzählt seinem Freund Blau von seiner Antarktisexpedition. „Stell dir vor, Blau, ich bin einem Eisbären begegnet! Er kommt auf mich zu, ich lauf davon, er hinter mir her, in letzter Sekunde kann ich mich auf einen Baum retten.“ – „Geh Grün, in der Antarktis gibt es doch keine Bäume.“ – „Nu Blau, was hätt ich denn machen sollen?“ Daraus können so manche Politiker lernen, wie man sich aus der Affäre zieht, wenn man einer Lüge bezichtigt wird.

Nathan: Sie lernen nicht daraus, sondern ziehen sich in letzter Minute in den Nationalrat zurück. Mir fällt kein Witz zur aktuellen politischen Situation ein, aber dafür ein anderer, der die rhetorische Dialektik, mit der oftmals Politiker operieren, um ihre Fehlritte zu argumentieren, ganz gut darstellt. Moische trifft seinen Bruder und erzählt ihm verärgert, dass er den Rabbiner gefragt habe, ob er beim Beten rauchen dürfe, was ihm dieser vehement untersagt habe. Daraufhin erklärt der Bruder: „Nu, du bist a Depp! Hättest ihn gefragt, ob du beim Rauchen be-

ten darfst. Das hätt’ er dir bestimmt erlaubt.“

Ronni: Ja, der ist weniger lustig als vielmehr weise! A Chuzpe sozusagen, die in so vielen jüdischen Witzen steckt. Zum Beispiel dieser: Treffen sich zwei Juden ...

Nathan: Nu also ehrlich, Ronni, ich hab eigentlich schon genug jüdische Witze gehört, hast du nicht einen ganz normalen?

Ronni: Na gut, du hast recht. Es treffen sich zwei Chinesen. Sagt der Blau zum Kohn ...

»

Der reiche Kaufmann Moshe Finkelstein fährt mit dem Zug von Lemberg zurück nach Hause nach Krakau. Es steigt ein junger Mann zu und setzt sich in sein Abteil. Nach einiger Zeit fragt er Herrn Finkelstein nach der Zeit. Dieser sieht ihn an, denkt nach und antwortet nicht. Der junge Mann fragt nach: „Entschuldigung, ich habe Sie ganz höflich nach der Zeit gefragt. Warum antworten Sie mir nicht?“ Moshe Finkelstein blickt ihn tief an und sagt: „Schauen Sie, junger Mann: Wenn ich Ihnen antworte, muss ich Sie schon höflichkeitshalber fragen, wohin sie fahren. Nachdem Sie nach Krakau fahren, gehört es sich, dass ich Sie zum Schabbes zu mir nach Hause einlade. Ich habe drei Töchter, die alle noch ledig sind. Eine wird sich sicherlich in Sie verlieben und Sie dann heiraten wollen. Und jetzt frage ich Sie: Will ich einen Schwiegersohn haben, der nicht einmal eine Uhr hat?“



Wenn der Rebbe das Buch fertig schreibt

VON PAUL CHAIM EISENBERG

Das Buch eines Rabbiners muss mit der Hoffnung auf Erlösung enden. Ich habe in diesem Buch noch nichts über den Messias geschrieben. Was den Messias betrifft, sind wir Juden uns ja einig, dass er noch nicht da war. In einem Propheten-Buch heißt es, dass der Messias zur vorbestimmten Zeit kommen wird, und auch, dass er sich beeilen wird.

Das sieht der Talmud als Widerspruch: Kommt er pünktlich oder so früh wie möglich?

Der Talmud antwortet: Wenn die Menschen nicht „brav“ sind, kommt er spätestens zu der vorbestimmten Zeit, die wir allerdings nicht kennen. Wenn aber alle Menschen brav oder alle Menschen schlecht sind, dann kommt er genau zu diesem Zeitpunkt.

Warum? Wenn alle brav sind, dann verdienen sie, dass der Erlöser kommt. Wenn aber alle schlecht sind, dann muss er auch kommen – sonst ginge ja die Welt zugrunde.

Deshalb gab es kürzlich eine Weltversammlung aller Juden, bei der dieses Problem besprochen wurde. Sie sahen es nicht als realistisch an, dass sie alle gleichzeitig „brav“ sein würden. Daher, so entschied man, wäre die zweite Strategie anzuwenden, nämlich, dass alle Juden den nächsten Schabbat nicht halten. Denn dann sind alle Sünder, und der Erlöser müsste sofort kommen.

Für die frommen Juden war das ein Sakrileg, aber um die Erlösung zu beschleunigen, waren doch alle einverstanden, den nächsten Schabbat nicht zu halten. Als der Erlöser dann

nach dem nächsten Schabbat doch nicht gekommen war, wussten sie keinen Rat. Es gab eine neue Vollversammlung, bei der nach der Ursache geforscht wurde. Bis ein frommer Jude aus ihrer Mitte plötzlich in heiligem Zorn herausplätzte: „Ich habe es nicht über mich gebracht und den Schabbat doch gefeiert!“ Das war ein echter Fundamentalist. Also kann ich es nicht gewesen sein.

Abgesehen von der Hoffnung auf Erlösung gibt es aber auch noch kleinere Hoffnungen, die unser aller Leben prägen. Angesichts der Weltlage mit der Krise, die durch die Corona-Pandemie verursacht wurde, ist es wohl eine der größten Hoffnungen vieler Menschen – ob Juden oder nicht –, dass endlich wieder echte Normalität einkehrt, wir unser Leben wieder ohne Einschränkungen so leben können, wie wir es vor 2020 gewohnt waren. Vielleicht wird es ja schon so weit sein, wenn dieses Buch erschienen ist, und ihr sitzt damit zum Beispiel gerade in einem belebten Kaffeehaus und freut euch, diese Zeilen in angenehmer Atmosphäre und guter Gesellschaft lesen zu können. Wenn nicht, dann gebt die Hoffnung aber nicht auf! Das Prinzip Hoffnung spielt gerade auch im Judentum eine wichtige Rolle.

So wurden etwa nach der Schoa, als viele sich keine Zukunft mehr vorstellen konnten, in Israel zum Zeichen der Hoffnung Tausende Bäume gepflanzt, von denen jeder einem der „Gerechten unter den Völkern“ gewidmet war, jenen Menschen, die ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt hatten, um Juden zu retten. In den Psalmen schreibt König David, dass er auch in schlim-

men Zeiten nie die Hoffnung verloren hat. Er hofft immer auf die Hilfe des Ewigen, die ihn retten wird. In einem Gebet, das wir Juden dreimal täglich sprechen, heißt es, dass wir immer darauf hoffen, dass der Ewige die Welt für uns reparieren kann! Aber wir alle können ihm dabei helfen, indem wir auf Ärzte und Wissenschaftler hören, uns sowie andere schützen und unsere Ansprüche für „nachher“ reduzieren!

Letztlich glaube ich, dass die Chance besteht, dass die Menschen aller Völker und aller Religionen durch die Corona-Pandemie und ihre weltweiten Verheerungen enger zusammenrücken (auch wenn sie vorerst noch ein bisschen Abstand halten sollten). Schließlich hat uns diese Krise gezeigt, wie eng verbunden unsere Welt heute ist und dass wir die Probleme, die uns noch erwarten, nur lösen können, wenn wir sie gemeinsam in Angriff nehmen und aufeinander Rücksicht nehmen. Wenn auch nur einige von uns diese Erkenntnis aus unserer Gegenwart mitnehmen, dann sind wir alle der Erlösung vielleicht schon wieder einen kleinen Schritt näher gekommen.



Auszug aus dem druckfrischen Buch:

Paul Chaim Eisenberg
Lachen, Weinen, Hoffnung schenken.
Wenn der Rebbe vom Leben erzählt
 Brandstätter Verlag
 175 S., EUR 24,-



Gregor Auenhammer

arbeitet seit 1988 beim *Standard*. Autor mit Schwerpunkt Zeitgeschichte, Kunst und Fotografie (*Auf den Spuren von Otto Wagner*, 2018).



Tobias Lehmkühl

studierte Literaturwissenschaft und Romanistik. Er schreibt Reportagen, Essays, Kritiken und Radiofeatures, u.a für die *Süddeutsche Zeitung*, die *Zeit* und Deutschlandfunk Kultur. Bücher: *Land ohne Eile. Ein Sommer in Masuren* (2012), *Die Odyssee. Ein Abenteuer* (2013), *Nico* (2018). 2017 erhielt er den Berliner Preis für Literaturkritik.



Rosa Schurian-Stanzel

hat in London Fashion Design studiert und macht nun am Central St. Martins College der University of the Arts London den Master in Kunsttheorie und Philosophie. Sie zeichnet und illustriert gern Menschen, Dinge und Geschichten.



Paul Chaim Eisenberg

ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.



Mark E. Napadenski

arbeitet an seinem Master in Kunstgeschichte sowie Zeitgeschichte und Medien an der Universität Wien. Er ist als Studienvertreter tätig, sein besonderes Interesse gilt postkonzeptueller Kunst und der Gedenkkultur in Österreich.



Anne-Catherine Simon

ist Literatur- und Feuilletonredakteurin bei der Tageszeitung *Die Presse* und Autorin von *Schnitzlers Wien*.



Martin Engelberg

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat (ÖVP), Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, bis 2017 Herausgeber sowie ständiger Autor von *NU*.



Markus G. Patka

ist Kurator am Jüdischen Museum Wien und Zeit- und Kulturhistoriker mit Schwerpunkt auf Wiener jüdische Geschichte und Literatur. Zahlreiche Publikationen und Ausstellungen im In- und Ausland.



Ronni Sinai

ist als freier Mitarbeiter für das *NU*-Magazin tätig und teilt sich mit Nathan Spasić das vorletzte Wort.



Gabriele Flossmann

ist freie Autorin. Die Filmexperte hat viele Jahre das Filmressort der ORF-Kulturabteilung geleitet und ist mit Filmschaffenden weltweit bestens vernetzt.



Michael Pekler

ist Journalist und *NU*-Chef vom Dienst. Er schreibt u.a. für den Berliner *Freitag*, den Wiener *Falter* und das Zürcher *Filmbulletin*.



Nathan Spasić

ist freischaffender Journalist und Fotograf aus Wien. Seinen Fokus legt er auf Themen wie Prekariat, Marginalisierung und Rechtsextremismus. Er studiert zudem an der Universität für angewandte Kunst.



Eric Frey

ist leitender Redakteur bei der Tageszeitung *Der Standard* sowie Buchautor und Präsident der liberalen jüdischen Gemeinde von Or Chadash Wien.



Michael J. Reinprecht

Der Diplomat war European Fellow an der USC in Los Angeles und davor Leiter der Nahostabteilung des Europäischen Parlaments in Brüssel sowie Direktor des Informationsbüros des EU-Parlaments in Wien. Soeben ist sein Romandebüt *Ludwig* erschienen.



Danielle Spera

ist *NU*-Herausgeberin und Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.



Herbert Heinzelmann

hat Germanistik, Theaterwissenschaft und Philosophie studiert. Er war Redakteur für Theater und Film im Feuilleton der *Nürnberger Zeitung* und ist seitdem als freier Publizist und Medienpädagoge tätig. Autor für den Bayerischen Rundfunk und Moderator und Berater des Erlanger Poetenfests. Lebt in Nürnberg.



August Ruhs

ist Psychiater, Psychoanalytiker und Psychodramatiker und lehrt an der Universität Wien sowie an der Medizinischen Universität Wien.



Theodor Stanzel

hat in Italien Film und Medien (DAMS) studiert und arbeitet in der Produktion bei Film und Fernsehen in Italien und Österreich



Otmar Lahodynsky

ist Präsident der Association of European Journalists (AEJ) und war Europaredakteur beim Nachrichtenmagazin *profil*.



Andrea Schurian

ist *NU*-Chefredakteurin und Kolumnistin der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturressort in der Tageszeitung *Der Standard*.



Thomas Trenkler

ist Kulturredakteur beim *Kurier*.



René Wachtel

lebt in Wien, ist selbstständig.

Impressum

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Danielle Spera (Herausgeberin)
Andrea Schurian (Chefredakteurin)
Michael Pekler (Chef vom Dienst)
Vera Ribarich (Lektorat)
Nathan Spasić (Online)

SATZ & LAYOUT

Richard Klippfeld
DRUCK
Riedeldruck GmbH
Bockfließstraße 60,
2214 Auersthal

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfgasse 3

Obfrau: Danielle Spera

Grundsätzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs fördern.



Ab
17€



Entdecke die
besten Begleiter
für dein
Wien-Abenteuer.

Mehr unter viennacitycard.at oder ivie.wien.info

KURIER *daily*

Ein Tag. Ein Thema.



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien
Zulassungsnr.: 02Z033113M

Hören Sie die größte Story des Tages aus Politik, Wirtschaft oder aus dem Leben, immer bestens recherchiert, direkt aus dem KURIER-Newsroom. Ob am Heimweg, beim Sport oder auf der Couch – von Montag bis Freitag um Punkt 17 Uhr – damit Sie nie wieder etwas Wesentliches verpassen!

Plus: Ausgewählte Bonusfolgen am Wochenende.

Zu hören auf **kurier.at/daily** sowie überall, wo es Podcasts gibt.

